August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

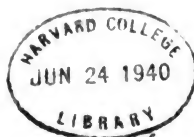


Zwanzigster Band.



Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

Der
russische Kriegsgefangene
unter den Franzosen.

Von

Moriz von Kotzebue,

russisch=kaiserlichem Lieutenant im Generalstabe, des St. Wladimir=Ordens Ritter,

herausgegeben

von dessen Vater

A. v. Kotzebue.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Vorwort.

Ich setze wohl nicht mit Unrecht voraus, daß die meisten Deutschen, die nicht zum Soldatenstande gehören, keinen lebendigen Begriff davon haben, wie es bei der Gefangennehmung eines Offiziers, bei dessen Transportirung und Aufenthalt an dem ihm angewiesenen Orte herzugehen pflegt. Da nun mein Sohn eine treue, ungekünstelte Erzählung von seinen und seiner Unglücksgefährten Abenteuern aufgezeichnet hat, so vermuthe ich, daß deren Mittheilnng vielen Lesern willkommen sein werde. Vielleicht ist er bisweilen zu sehr in's Einzelne gegangen; vielleicht sind manche seiner Urtheile auch einseitig oder unreif;

aber da doch in dem Ganzen sein Herz und Gemüth sich aussprechen, so habe ich nichts daran ändern mögen.

Ein zweiter Grund, der mich bewegt, diese Blätter dem Drucke zu übergeben, ist der Wunsch des jungen Mannes, allen seinen Wohlthätern herzlich und öffentlich zu danken. In diesen Dank stimmt auch sein Vater mit gerührtem Herzen ein.

Königsberg, den 9. Mai 1815.

A. v. Kotzebue.

Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen.

Erstes Kapitel.

Meine Gefangennehmung.

Ich stand bei dem Corps des Herrn Grafen von Wittgenstein vor Polozk. Es war am 10. August a. St. 1812, als die Avantgarde unter dem General Wlastoff anderthalb Meilen von Polozk die Position bei dem Städtchen Belo einnahm. Ich war der einzige bei der Avantgarde befindliche General-Stabsoffizier, da mein Bruder eben krank war. Fünfviertel Meilen vom linken Flügel befand sich ein Wald, der nothwendig rekognoscirt werden mußte, weil er sich nach der Gegend von Polozk hin erstreckte, wo der Feind stand. Leider erfuhr ich zu spät, daß dieser Wald auch einen sehr guten Kommunikationsweg verbarg.

Wir hatten eben ein Treffen liefern müssen, Alles war noch müde, das ganze Corps ruhte, da beschloß ich, ganz allein den Wald so weit als möglich zu untersuchen. Ich ritt langsam hin. Als ich näher kam, fand ich einen ziemlich guten Weg, der weiter hinein immer besser zu werden schien, bemerkte aber durchaus keine frischen Spuren, weder von Pferden, noch Wagenrädern. Hierdurch dreist gemacht, wagte ich mich langsam vorwärts und entdeckte bald ein Dorf. Es lag in einer Art von Vertiefung, so daß man es sehr gut übersehen konnte. Da ich Niemanden gewahr wurde, und doch auch nicht unverrichteter Sache wieder umkehren wollte, so ritt ich hinein, hielt vor dem

ersten Hause und mußte ziemlich lange aus Leibeskräften schreien, bis ein Bauer sich zeigte, der auf die Frage, ob Franzosen im Dorfe wären? antwortete: noch habe er keine gesehen. Ich mußte das wohl glauben, da der Kerl noch einen schlechten Rock auf dem Leibe hatte, und ich auch Gänse auf dem Hofe schnattern hörte, Dinge, die man nicht zu finden pflegt, wo Franzosen gehaust haben. Leuten, die auf langen Märschen nur leere, zerstörte Dörfer und keine Menschenspur getroffen haben, gewährt es in der That ein unbeschreibliches Vergnügen, wenn sie auch nur einen Hund bellen hören.

Ich erfuhr unter andern von dem Bauer, den ich ausfragte, daß von hier ein sehr guter Weg nach Polozk führe, der sich, eine halbe Meile weiter, mit der großen Straße vereinige, auf welcher wir drei Tage zuvor retirirt hatten. Sogleich entschloß ich mich, bis dahin zu reiten, die Lage aufzuzeichnen, dann umzukehren, Rapport abzustatten und dem General die Besetzung des Dorfes vorzuschlagen. Nach meiner Meinung würde das unsern linken Flügel vor einem Ueberfall schützen, der, wie ich hernach erfuhr, auch wirklich des Feindes Absicht war, und zweitens lag, so viel ich mich erinnern konnte, das Dorf den feindlichen Vorposten schon im Rücken, die man folglich unbemerkt umgehen konnte. Das waren die schönen Entwürfe, die mich beschäftigten, während ich zeichnete, und durch die, wären sie ausgeführt worden, ich mir wohl ein Verdienst zu erwerben vermeinte.

Aber kaum war ich mit meiner Zeichnung fertig, als plötzlich aus demselben Dorfe etwa zwanzig feindliche Reiter auf mich zusprengten. Ich habe mancher heißen Schlacht beigewohnt, aber nie haben mir die Haare so zu Berge gestanden, als in diesem Augenblicke. Indessen bemerkte ich doch, daß es Uhlanen waren, und schloß aus ihrem unordentlichen Durcheinanderreiten, daß wohl kein Offizier darunter sei. Gegen zwanzig Uhlanen fechten zu wollen, wäre Dummheit gewesen; mich einem solchen Haufen ergeben, wollte ich aber auch nicht; ich gab also meinem Gaule die Sporen und floh. Freilich hatten meine Verfolger mir den Rückweg versperrt, ich mußte vorwärts, gerade nach der feindlichen Seite; allein ich hoffte, entweder noch durch ein halbes Wunder zu entkommen, oder doch wenigstens auf ein starkes Piket zu stoßen, dessen Offizier mich vor Mißhandlungen schützen werde.

Kaum hatte ich umgewandt, als mehrere Schüsse fielen, davon einer den Bauch meines Pferdes streifte. Es war ohnehin schneller, als die Pferde der Feinde, durch die Verwundung wurde es vollends erhitzt, und strich nun mit mir dermaßen im Galopp, daß meine Verfolger bald weit zurück blieben. Ich mußte freilich fürchten, daß sie um so wüthender sein würden, wenn sie mich doch ereilten, und daher fast wünschen, nur erst gefangen zu sein. Wäre der Wald nicht so dicht gewesen, so hätte ich vielleicht mich retten können; aber wer die russischen, dicht verwachsenen, noch obendrein mit Lagerholz angefüllten Wälder gesehen

hat, der weiß, daß sie so gut als Mauern sind. Vielleicht hätte ich doch mein Pferd laufen lassen, und mich selbst verstecken sollen, auf die Gefahr zu verhungern, oder von dem Ersten, der mich erblickte, todt geschossen zu werden; aber die Augenblicke, an welchen der Menschen Schicksale hängen, sind selten die, wo er seiner Besinnung ganz mächtig ist. Ich rannte eine halbe Viertelstunde so fort, und wurde vor mir noch immer keinen Feind gewahr. Endlich lichtete sich der Wald, der Weg machte eine Krümmung, und plötzlich stieß ich, so zu sagen, mit der Nase auf ein baierisches Piket. Ich weiß fürwahr nicht, wer im ersten Augenblicke mehr erschrocken war, denn trotz meiner gestickten Uniform und meinem unbärtigen Kinne, griff Alles mit dem Geschrei zu den Waffen: die Kosaken! die Kosaken! Sie konnten freilich nicht sehen, ob nicht ein ganzer Schwarm Kosaken mir noch folgte. Man griff mein Pferd beim Zügel, die Bajonnete wurden auf mich gerichtet, und ich stammelte das schwere Wort — Pardon!

Der Hauptmann, der auf diesem Posten kommandirte, näherte sich mir sehr freundschaftlich mit den Worten: »Kamerad, Ihr Unglück geht mir nahe. Wenn es Sie trösten kann, daß Sie in die Hände eines rechtschaffenen Militärs gefallen sind, so nehmen Sie zur Bekräftigung meinen Handschlag; es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden.«

Diese unverhoffte Aeußerung, von einem Händedruck begleitet, benahm mir zwar alle Furcht, doch um so klarer stand nun mein ganzes Unglück mir vor Augen. Noch hatte Niemand mich an meinen Degen erinnert. Ich nahm ihn selbst ab — es war eine der bittersten Minuten meines Lebens — fast schluchzend konnte ich kaum die Worte hervorbringen, indem ich ihn übergab: »Herr Hauptmann, ich trage ihn sieben Jahre, es ist das erste Mal —" hier versagte mir die Stimme. »Diesem Unglück," erwiederte der brave Mann, »ist Jeder unterworfen, und den Degen auf diese Art verlieren, keine Schande. Stünde es in meiner Macht, so sollten Sie ihn behalten."

Ich wollte dem redlichen Manne danken, allein ich vermochte es nicht. Tief gefühlt habe ich sein edles Benehmen, und ich schätze mich glücklich, ihm meinen Dank jetzt öffentlich darbringen zu können. Vielleicht erinnert er sich meiner noch. Mein gutes Perspektiv hinterließ ich ihm zum Andenken *).

Von den mir nachsetzenden Reitern war nichts mehr zu hören. Sie mochten, umkehrend, wohl berechnet haben, daß ich der Gefangenschaft doch nicht entgehen könnte.

*) Schade, daß der Verfasser nicht den Namen dieses Mannes aufzeichnete, oder in sein Gedächtniß schrieb. Man wird, dem Himmel sei Dank, noch öfter in diesen Blättern finden, daß der arme Gefangene auf sehr edle Menschen stieß, aber leider hat er fast immer ihre Namen vergessen! A. d. H.

Ein Unteroffizier mit zwei Mann sollte mich nun weiter zum Hauptquartier geleiten. Ich drückte dem Hauptmann noch einmal die Hand, warf einen letzten traurigen Blick auf mein blutendes Pferd, und ließ mich fortführen.

Wenn man selbst schon Soldaten kommandirt hat, so ist es ein kränkendes Gefühl, nun plötzlich unter dem Kommando von gemeinen Soldaten zu stehen. Als ich, den Blick auf den Boden geheftet, meinem ersten Führer folgte, und vermuthlich in Gedanken etwas aus der Mitte getreten war, erscholl sogleich hinter mir ein barsches: man bleibe in der Mitte! Es ging mir durch die Seele.

Nach einer guten Viertelstunde stießen wir auf den zweiten Posten, bei dem sich zwei Offiziere befanden. Der Aeltere von beiden befahl mir sogleich, die etwa bei mir habenden Papiere abzuliefern. Eine kleine Generalkarte von der Gegend von Polozk ausgenommen, die ich abgab, hatte ich zum Glück nichts von Bedeutung bei mir. Das schienen die Herren nicht recht zu glauben, und versicherten mich, daß man im Hauptquartier mich sehr streng untersuchen, und folglich kein Läugnen helfen werde. Ich wurde empfindlich. »Wenn Sie meinem Worte nicht trauen,« sagte ich, »so durchsuchen Sie meine Uniform.« Zugleich machte ich Anstalten, sie auszuziehen. Dazu ließen sie es aber doch nicht kommen, und betheuerten ganz höflich, sie thäten nur ihre Pflicht.

Andere Soldaten standen schon bereit, mich weiter zu führen. Ein Glück, daß der dichte Wald uns seine Schatten lieh, denn die Hitze war so brennend, daß ich, des zu Fußegehens ungewohnt, oft vor Mattigkeit umsinken zu müssen glaubte. Der Unteroffizier, meine Schwäche bemerkend, fragte, ob ich ausruhen wolle? da man ihm befohlen, mich schonend zu behandeln. Dies Anerbieten war mir sehr willkommen. Meine Zunge lechzte nach einem Trunke Wasser, wornach wir uns vergebens umsahen. Der Unteroffizier hatte nur ein wenig Branntwein, das er sogleich redlich mit mir theilte. Da ich noch etwas Geld bei mir hatte, so wollte ich ihm den Schluck bezahlen, allein das nahm der brave Kerl sehr übel und meinte, so etwas müsse man für einen Kameraden ohne Bezahlung thun, auch könnte ihn ja täglich dasselbe Los treffen, und dann werde Gott ihm schon vergelten. Gerührt schrieb ich einen Zettel in russischer Sprache, in dem ich mit wenigen Worten seiner freundlichen Dienste erwähnte, und ihn allen denen empfahl, in deren Hände er etwa fallen möchte. Wer, selbst in Noth, mit einem armen Gefangenen seine paar Tropfen Branntwein theilt, der thut wahrlich mehr, als der Reiche, der Hunderte zur Armenkasse steuert.

Gestärkt zogen wir weiter und erreichten in einer halben Stunde ein kleines Lager, eine Viertelstunde vor Polozk. Ich selbst hatte noch vor drei Tagen es mit unsern Truppen besetzt. Auf einem kleinen Hügel stand ein Heiligenbild, durch ein Obdach geschützt, da hatte mein General

kampirt, und eben da kampirte jetzt der Oberst, ein ehrwürdiger Graukopf, der an einem Tische saß und emsig schrieb. Als ich ihm gemeldet wurde, stand er auf, fragte nach meinem Rang und Namen, stutzte ein wenig, als er den Namen Kotzebue hörte, wandte sich aber sehr freundlich zu mir und versicherte mich einer guten Behandlung. Ich rühmte die bisherige. Er schüttelte mir treuherzig die Hand und übergab mich einem Adjutanten, der mich zum General führen sollte. Diese zarte Schonung, dem deutschen Krieger eigen, rührte mich tief; mein nasses Auge sagte dem Greise, was meine Zunge nicht hervorzubringen vermochte.

Unser Weg führte uns über dasselbe Schlachtfeld, wo wenige Tage zuvor so mancher meiner wackern Landsleute den Tod gefunden, wo meinem braven Bruder bei Erstürmung eines Klosters das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, und nach der Schlacht drei Kugeln in seinem Mantel sich fanden. Zerbrochene Flinten, Lanzen und Tornister lagen noch umher, unter ihnen auch Verwundete, die nach Hilfe ächzten, und die, der Menge halber, nicht alle hatten fortgeschafft werden können. An das Begraben war vollends nicht zu denken.

Vor Allen bemerkte ich einen unglücklichen Russen, an dem ich sehr nahe vorbei mußte. Eine Kanonenkugel hatte ihm dermaßen das Bein zerschmettert, daß keine Rettung möglich war. Er schien auch den Tod ruhig zu erwarten.

Halb sitzend, den Kopf an einen Stein gelehnt, hatte er das Gesicht nach einer nahen Kirche gerichtet und schien in Andacht versunken. Nur eine russische Uniform war im Stande, ihn daraus zu wecken. Mit einer Art von Wohlgefallen heftete er die Augen auf mich und sagte mit gebrochener Stimme: »Gottlob! ich sehe vor meinem Ende noch einen Russen! Gewiß sind Sie gefangen, aber doch glücklicher, als ich — nicht, weil Sie ein Bein mehr haben — Sie werden die Ihrigen wieder sehen — Ach Gott! ich habe Frau und Kinder! nur einmal möchte ich sie noch sehen! gern gäbe ich mein anderes Bein darum!» — Lange konnte ich den Anblick nicht ertragen. Ich reichte ihm die Hand, erinnerte ihn an das russische Sprichwort: Für's Vaterland sterben ist Heiligwerden, und schied.

Ich habe mich nachher bei dem General-Chirurgus für den Unglücklichen verwandt, erhielt aber die Versicherung, daß keine Rettung möglich wäre, und auf die geringste Bewegung, ihn fortzuschaffen, sogleich der Tod folgen würde. Auch der mich begleitende Adjutant war sehr gerührt, und wir gingen stumm neben einander bis zum Hause des Generals, das etwa tausend Schritte vor der Stadt lag, das nämliche, wo Graf Wittgenstein einige Tage zuvor sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es war gar nicht mehr zu erkennen, denn die letzte Schlacht begann mit einem Angriff, wo plötzliche Salven einer zahlreichen Artillerie besonders auf das Hauptquartier gerichtet

waren, wodurch Wände, Dach und Fenster in einem Augenblicke einem Siebe ähnlich wurden. Zum Glück war der Graf kaum eine Viertelstunde zuvor weggeritten, um den rechten Flügel in Augenschein zu nehmen. In diesem durchlöcherten Hause empfing mich der baierische General, und, nachdem er einige Fragen an mich gethan, schickte er mich in die Stadt zu dem General Wrede.

Polozk hatte ich schon früher als eine recht artige Stadt gekannt, jetzt fand ich sie sehr verändert. Jedes Haus glich, so zu sagen, einer Brustwehr, fast jede Straße verpallisadirt, der schöne Spazirgang in eine Redoute umgeschaffen. Statt friedlicher, ihr Gewerbe treibender Bewohner erblickte man nur müßige Offiziere und hungrige Soldaten. Die Hospitäler wimmelten von Verwundeten und Todten, die Luft war so verpestet, daß man die Nase zuhalten mußte.

Der Weg führte uns über den Markt, sonst immer angefüllt mit Juden, jetzt mit Franzosen. Mein Erscheinen erregte Neubegier; Viele, die auf drei Schritt nach Branntwein rochen, kamen heran gehüpft, wollten mich umringen und mir ihre bekannte Redseligkeit beweisen, als der Adjutant durch die Worte: »hier wohnt der General Wrede,« aller Unterhaltung ein Ende machte.

Wir traten in das Haus und fanden im ersten Zimmer einen sehr elegant gekleideten, durch und durch parfümirten Sekretär, der mir höflich eine Prise Tabak anbot. Ich bat

ihn statt dessen um ein Glas Wasser. Ah, Monsieur, Vous n'avez qu'à commander, Vous en aurez avec du vin. In der That erquickte er mich durch einen Trunk. Nun wollte er aber auch seine Neugierde befriedigen; allein die Thür öffnete sich und der General Wrede erschien. Höflich zwar, allein sehr ernst war sein Gruß und sehr forschend sein Blick, als fände er etwas Verdächtiges an mir.

»Ich werde Sie selbst zum kommandirenden General St. Cyr führen,« war sein erstes Wort, indem er nach Hut und Degen griff. Diesmal machte man auf den Straßen uns ehrerbietig Platz und alle bon mots wurden erstickt.

Der General St. Cyr wohnte im Jesuiter-Kloster, ein schönes Gebäude, das ich auch schon früher kannte. Wir hatten bald des Klosters dunkle Gänge erreicht, wo die Mönche wie Gespenster herumschlichen. Der General St. Cyr begrüßte mich sehr freundlich, und seine erste Frage war: J'espère que Vous n'avez pas été maltraité par mes troupes? (Ich hoffe, daß Sie von meinen Truppen nicht gemißhandelt worden sind?) Ich versicherte das Gegentheil und erzählte dankbar, wie es mir ergangen. Allein hierauf erhob der General Wrede seine Stimme und ließ sich folgendermaßen vernehmen: »Ich weiß, daß Sie nicht durchsucht worden sind. Sie werden alle Ihre Papiere hier auf den Tisch legen.«

»Außer einer kleinen Karte,« erwiederte ich, »die ich schon auf dem zweiten Posten dem Offizier übergeben, habe ich nichts bei mir gehabt.« Es wurde sogleich ein Adjutant abgefertigt, um die Karte zu holen. »Bedenken Sie,« fuhr der General Wrede fort, »daß man Sie durchsuchen wird.« Diese Redensarten fielen mir auf, ich war empfindlich und machte Anstalten, das nämliche Manöver zu wiederholen, dessen ich auf dem zweiten Posten so großmüthig überhoben wurde, nämlich meine Uniform auszuziehen, und, wenn das noch nicht hinreichend wäre, mich ganz zu entkleiden. Allein der General St. Cyr, der ein eben so fein gebildeter Mann als kluger Feldherr ist, erklärte, mein Wort sei hinreichend, und — um gleichsam das Vorgegangene zu entschuldigen — fügte er hinzu: eine solche Untersuchung pflege blos zu geschehen, weil der Gefangene, von seinem plötzlichen Unglück noch betäubt, sich nicht gleich erinnern könne, was er bei sich trage, und daher wohl thue, bei gefaßterem Muthe seine Taschen noch einmal durchzusuchen. Die mancherlei Fragen, die nun an mich ergingen, beantwortete ich so lakonisch als möglich, um auch das Wenige nicht zu verrathen, was ich etwa wußte.

Eine sonderbare Empfindung ergriff mich, als ich unter den Adjutanten des Generals den jungen Massena, den Sohn des berühmten Marschalls, gewahr wurde. Wir hatten nämlich ein paar Stunden vor der letzten Schlacht auf den Vorposten Bekanntschaft mit einander gemacht und brüderlich eine Flasche Wein getheilt. Da bei dieser Gelegen-

heit natürlich blos von kriegerischen Ereignissen und auch von der Möglichkeit, gefangen zu werden, gesprochen wurde, so hatten wir auf diesen Fall einander gegenseitig Hilfe zugesagt und jeder hatte dem andern seine Adresse gegeben. Gleich darauf schmetterten die Trompeten, jeder eilte auf seinen Posten und die blutige Schlacht begann. Alles das fiel mir erst wieder bei, als ich ihn plötzlich gewahr wurde. Wir umarmten uns in Gegenwart des Generals, der große Augen machte, bis wir ihm die Veranlassung erzählt hatten.

Mit vieler Güte erlaubte mir der General St. Cyr, einen offenen Brief an die Meinigen zu schreiben, erkundigte sich nach dem Aufenthalte meines Vaters und lachte, als ich ihm sagte: mein Vater stehe nur noch mit Einem Fuße in Rußland, den andern habe er bereits aufgehoben, um im Nothfall in England ihn niederzusetzen. Monsieur Votre père a raison de prendre ses précautions (Ihr Herr Vater hat Recht, Vorsichtsmaßregeln zu nehmen), war seine Antwort, mais notre Empereur est bon (aber unser Kaiser ist gut). Darauf wandte er sich zu Massena und sagte: Vous aurez soin que notre prisonnier soit bien logé et surtout qu'il ne meure pas de feim. (Sie werden dafür sorgen, daß unser Gefangener eine gute Wohnung erhalte und vor allen Dingen, daß er nicht Hungers sterbe.) Die letzte Erinnerung war sehr weise, denn die Herren sahen mir sämmtlich so aus, als hätten sie schon manche Woche gehungert; eine Vermuthung, die ich bald bestätigt fand.

Zweites Kapitel.

Mein Aufenthalt in Polozk.

Indem wir das Jesuiter-Kloster durchliefen, in welchem die Mönche mir eine Zelle einräumen sollten, erzählte mir Massena, daß man die in der letzten Schlacht gefangenen russischen Offiziere Tages zuvor nach Wilna transportirt habe. Das war mir höchst unangenehm, denn es befand sich unter ihnen der Major Switschin, ein lieber Freund von mir. Nur ein schwer verwundeter Hauptmann war zurückgeblieben, den wir sogleich besuchten; auch ein alter Bekannter, dessen Freude bei meinem Anblick unbeschreiblich war. So gern ich auch dieselbe Zelle mit ihm bewohnt hätte, so wurde ich doch durch den unleidlichen Gestank, den seine Wunde verursachte, daran gehindert. Ich versprach, ihn so oft zu besuchen, als mir nur immer erlaubt werden würde. Ein hereintretender Mönch zeigte mir an, daß meine Zelle schon geräumt sei. Sie befand sich im dritten Stockwerke, war nicht übel und wurde von einem hungrigen Soldaten bewacht. Hier empfahl mich Massena der Fürsorge des Mönchs und entfernte sich. Kaum hatte er uns verlassen, als der Jesuit sich durch die Worte Luft machte: Die verfluchten Franzosen! und nun ergoß sich seine Erzählung einem Strome gleich, wie sie die Stadt und besonders die schönen Klosterkeller geplündert, auch die Kirche nicht verschont hätten. Der gute Mann mußte sich

wenig um die Welthändel bekümmert haben, da ihm das alles so neu schien.

Es war bereits acht Uhr Abends und ich hatte den ganzen Tag noch nichts gegessen, ich unterbrach daher den Strom seiner Rede beim ersten Athemholen, indem ich nach dem Mundvorrath des Klosters mich erkundigte. Als der gute Mann, den ich so gern in der Küche gehabt hätte, doch immer noch nicht aus dem Keller heraus wollte, fiel mir das schöne russische Sprichwort ein: Der Satte versteht den Hungrigen selten. Endlich blieb mir nichts anders übrig, als ihn zu überschreien, und so preßte ich ihm endlich die tröstliche Nachricht aus, daß man in einer halben Stunde sich zum Abendbrot versammeln werde, und ich dann auch in Begleitung meiner Schildwache mich einfinden könne. Diese halbe Stunde verkürzte er mir noch durch fortgesetztes Schimpfen auf die Franzosen, und er stand eben im Begriff, sie in's Fegfeuer zu jagen, als der süße Ton der Eßglocke erschallte, worauf wir Arm in Arm, von der Wache begleitet, durch die entweihten Hallen der klingelnden Einladung folgten.

Wir traten in einen großen, mit Heiligenbildern verzierten Saal, in welchem ringsumher gedeckte Tische mich anlächelten. Ich wurde von sämmtlichen Jesuiten, unter welchen es auch viele Deutsche gab, sehr freundschaftlich empfangen. Nach der Mahlzeit bildete sich ein Kreis um mich, der in allen Sprachen seine Noth klagte und seinen

Kummer gleichsam in Freundesbrust ausschüttete. Ich trö-
stete sie durch die Hoffnung, daß die Russen bald in Polozk
einmarschiren würden. Mit erheiterten Gesichtern wünschten
sie mir eine angenehme Ruhe.

Allein dazu gehört mehr, als die bloße Lust zu schlafen.
Einsam in meiner Zelle fühlte ich nun erst mein Unglück in
seinem ganzen Umfange. Nur im Kriege kann der General-
Stabsoffizier auf seiner Laufbahn vorwärts schreiten. —
Diese Aussicht war mir nun geraubt! — mein Vaterland
vom Feinde überschwemmt — ich in Noth — von den
Meinigen getrennt — ohne Hoffnung baldiger Rückkehr —
was Wunder, daß ich mich schlaflos auf meinem Lager
herum wälzte!

Am Morgen führte Massena mehrere General-Stabs-
offiziere mir zu, die als Kameraden mir Trost bringen,
eigentlich wohl mich ausholen wollten. Die Rede fiel natür-
lich auf die letzte Schlacht. Ich konnte die in derselben
begangenen Fehler um so weniger vertheidigen, da wir ge-
schlagen worden waren; doch ermangelte ich nicht, sie recht oft
an die achtzehn Kanonen zu erinnern, die wir dennoch dabei
erobert, und an die Mannhaftigkeit unserer Kavalerie, die
bis in die Stadt zu sprengen gewagt hatte. Auch machte ich
leise mich darüber lustig, daß ihre Kavallerie so lange auf
dem jenseitigen Ufer der Düna geweidet, und im Verfolgen
sich dadurch verspätet hatte, welchem Umstande wir größten-
theils unsere Rettung verdankten. Sie gaben das zu und

schrien von allen Seiten, der General sei auch dafür arretirt worden.

Gern wäre ich meine Gäste wieder los gewesen, da ich Briefe schreiben und mich überhaupt in die militärischen Erörterungen nicht zu tief einlassen wollte. Allein sie waren unter einander in Streit gerathen über die Bestimmung des Tages, an welchem sie in Petersburg einzurücken gedachten, die Prahlereien wurden unerträglich, und ich mischte mich endlich wieder in's Gespräch, mit dem Vorsatz, es wo möglich noch ärger zu machen als sie: denn das ist das einzige Mittel, einen Franzosen zum Schweigen zu bringen. »Sie haben vergessen, meine Herren,« sagte ich, »daß der Kronprinz von Schweden mit uns kämpft, und wahrscheinlich eben jetzt bei Königsberg mit dreißigtausend Mann landet. Hätten Sie Magazine, so wären die alle verloren; bei Ihrer neuen Art Krieg zu führen aber, wo die ganze Last der Verpflegung auf den Bürger drückt, wird der Kronprinz sich begnügen müssen, Ihnen den Rückzug abzuschneiden.« Sie lachten über die Landung bei Königsberg, und ich lachte über ihren Einzug in Petersburg, von dem sie jedoch immer noch so überzeugt waren, daß sie schon auf Besuche dachten, die sie einzeln in Moskau abstatten wollten, und sich deshalb bei mir erkundigten, ob zwischen Petersburg und Moskau eine Diligence eingerichtet sei? — ich antwortete: bis jetzt noch nicht, allein sobald die Russen nach Paris kämen, würden sie nicht ermangeln, dortige er-

oberte Diligencen hinzuschicken. Das verschnupfte sie ein wenig und sie entfernten sich nach und nach.

Nun schrieb ich an meinen Vater, daß ich gesund sei und Geld brauche, denn das ist so ziemlich alles, was man unter solchen Umständen schreiben darf. An meinen Bruder Wilhelm schrieb ich auch, und übergab beide Briefe zur Beförderung dem Chef vom Generalstabe, harrte jedoch fünf Tage vergebens auf Antwort, und mußte endlich fort, ohne zu erfahren, ob man mich für gefangen oder todt halte. Während dieser fünf Tage hatte mein Magen einen großmüthigen Beschützer an dem Oberhaupt der Jesuiten (ich glaube, man nennt ihn General). Die Freundschaft dieses Mannes hatte ich mir vor einem Jahre, bei Besichtigung des Klosters, durch das Geschenk einer bengalischen Münze erworben, die ich noch von meiner Reise um die Welt mitgebracht hatte. Sie wurde dem Münzkabinet einverleibt, und trug mir jetzt reichliche Zinsen. Zweimal täglich speiste ich mit den Mönchen an ihrer Tafel, die, in den damaligen Umständen, nicht mit Golde zu bezahlen war. Dieses Recht, unter dreißigtausend Hungrigen die einzigen Satten zu sein, haben sie freilich theuer erkaufen müssen; denn, außer der Generalität und dem Generalstabe, mußten sie noch täglich eine Menge Soldaten beköstigen, welche ihre Kirche und die Ueberbleibsel des Kellers bewachten. Wie sie das zwei Monate lang ausgehalten haben, begreife ich nicht, aber jeder Bewohner der heiligen Halle ist satt geworden.

Ueberdies muß ich ihnen nachrühmen, daß sie die russischen Verwundeten und Gefangenen aus allen Kräften unterstützten, freilich nur heimlich, denn öffentlich durften sie es nicht. Täglich starben Hunderte theils an ihren Wunden, theils auch Hungers, und lange blieben die meisten unbegraben. Ein Wunder, daß die Pest nicht entstand. Merkwürdig ist, daß, wenn die Jesuiten erzählten: so viele sind heute gestorben; so verstanden sie immer nur Russen darunter; um die Franzosen, als der Hölle schon verfallen, bekümmerten sie sich gar nicht.

Der General St. Cyr hatte die Güte, mich zweimal zu seiner Tafel zu ziehen. Er schien mich wohl für etwas einfältig zu halten; denn ob wir gleich vor wenigen Tagen den Frieden mit den Türken durch zahlreiche Artilleriesalven gefeiert und selbst den Franzosen Nachricht davon gegeben hatten, damit sie durch das Kanoniren sich nicht möchten beunruhigen lassen, so spielten dennoch Se. Excellenz den Unwissenden, und erzählten, ein starkes französisches Corps habe die Türken verstärkt, wodurch unsere Armee auch von dieser Seite sehr in's Gedränge gerathen sei, auch sei für sein eigenes Corps eine Verstärkung von zehntausend Mann in Wilna eingetroffen, welches ihn in den Stand setze, gerade nach Petersburg zu marschiren. Lächelnd sagte er das letztere, und ich weiß nicht, ob ich meine Zunge hätte zähmen können, wenn nicht eben ein trefflicher Braten alle feindseligen Gedanken verschlungen hätte.

Gegen das Ende der Tafel traten fünf gefangene russische Dragoner herein, von zehn Bauern eskortirt. Sie hatten in einem Dorfe auf Vorposten gestanden, und ohne Zweifel gar kein Mißtrauen gegen die Einwohner gehegt; plötzlich wurden sie mit Knütteln überfallen, entwaffnet und fortgeschleppt. Das Blut kochte mir bei diesem Anblick, und nun war es mir klar, daß ich mein eignes Unglück blos dem Bauer verdankte, der, statt mich zu warnen, mich den Uhlanen verrathen hatte. Der General St. Cyr stellte sich sehr aufgebracht gegen die Bauern, und ließ ihnen sagen, sie sollten sich künftig nicht unterstehen, den Kriegern in's Handwerk zu fallen. Aber es war eitel Gleisnerei, denn von den Jesuiten erfuhr ich nachher, daß sie eine ansehnliche Belohnung erhalten, auch sah ich selbst, lange nach der Tafel, wie sie im Kloster mit Brot und Branntwein traktirt wurden, welches sehr selten und nie umsonst geschah.

Nach aufgehobener Tafel entfernten sich alle, nur ich hatte das Glück, vom General zu einem Zigarro eingeladen zu werden. Nach langem Nöthigen nahm ich es an, und wir schmauchten ganz vertraulich bei einer Tasse Kaffee. Es ist bekannt, daß die Franzosen kein etwas langes Gespräch führen können, ohne sich selbst zu rühmen. Selbstlob lieferte auch hier den Stoff. St. Cyr sprach von der Ordnung und Rechtlichkeit, mit der man sich in Feindes Land betrage, besonders pochte er auf das große Verdienst, von der Stimmung der Bauern keinen Gebrauch gemacht zu haben,

»denn,« fügte er hinzu, »wir durften ja nur die Freiheit proclamiren, so empfingen uns alle mit offenen Armen und ein allgemeiner Aufstand wäre organisirt.« — Ich ließ mir nicht merken, daß ich wohl wußte, wie manche Proclamation in dieser Absicht wirklich ergangen war, jedoch den Zweck verfehlt hatte; ich erlaubte mir blos die Frage, ob der Herr General den Zustand der russischen Bauern kenne? wo nicht, so könne ich ihm versichern, daß sie im Ganzen unter die Glücklichsten gehören, und daß es überhaupt sehr mißlich sei, unbegehrtes Glück den Leuten aufzudringen. Sie müssen glücklich werden, war seine Antwort, gegen die sich weiter nichts einwenden ließ.

Der gepuderte Kellermeister unterbrach unser Gespräch, indem er hastig mit der großen Nachricht herein polterte: Nous l' avons trouvé! nous l'avons trouvé! (wir haben ihn gefunden). Ich dachte, es sei zum wenigsten von einem gefährlichen Spion die Rede, den man erwischt habe, allein es waren nur ein Dutzend Bouteillen Wein, welches die armen Grenadiers du pape (wie man die Jesuiten spottweis nannte) auf die Seite gebracht, der süße Kellermeister aber so eben ausgeschnüffelt hatte. Dieser unbedeutende Vorfall hat mir unschuldigerweise eine tiefe Kränkung zugezogen. Der Prior nämlich, der diesen Wein zum Abendmahl aufbewahrte, war boshafterweise berichtet worden, ich hätte den Franzosen einen Wink davon gegeben. Zum Glück verständigte er sich mit mir darüber, und sah

bald ein, daß ich unmöglich wissen konnte, ob er noch Wein habe oder nicht. Es entdeckte sich nachher, das ein hungriger Soldat, trotz der Wachen, in die Kirche sich eingeschlichen hatte, um Brot zu suchen. Da er das nicht fand, so nahm er mit einigen silbernen Kelchen vorlieb und entdeckte nebenher den köstlichen Wein. Diesen Fund wollte er mit dem Kellermeister theilen, der sich aber bei seinem Herrn ein Verdienst daraus machte, den armen Teufel zu verrathen.

Ich habe, während meines Aufenthalts in Polozk, noch öfter das Glück gehabt, mit dem General St. Cyr mich zu unterhalten, und kann nur mit Achtung von seinem Genie und von seiner Humanität sprechen. Von Massena erfuhr ich, daß Buonaparte ihm gram sei, weil er aus einer altadelichen Familie stammt; sonst müßte er auch, in Betracht seiner Kenntnisse und langen Dienste, schon weit früher Marschall geworden sein.

Drittes Kapitel.

Transport nach Wilna.

Da die Antwort auf meine Briefe ausblieb, so kündigte man am sechsten Tage mir an, daß ich mich reisefertig halten sollte, indem ein Transport Gefangene nach Wilna abgingen. So freundlich auch die Jesuiten und selbst die Franzosen sich gegen mich benahmen, so wollte doch keiner bemerken, daß ich nur ein einziges, unreines Hemd auf dem Leibe hatte. Freilich schwieg meine Zunge, aber die ewige Beweglichkeit aller meiner Glieder hätte es ihnen doch verrathen sollen, daß ich gegen einen Feind kämpfte, der mir Tag und Nacht keine Ruhe ließ; ich meine das Ungeziefer, das einem Menschen von Erziehung doppelt unerträglich wird.

Nachdem ich vom General St. Cyr Abschied genommen (er versprach, etwa einlaufende Briefe mir nachzuschicken) und dem jungen Massena ein herzliches Lebewohl gesagt hatte, schoben die Jesuiten mir ein Brot in die Tasche und mein alter Mönch flüsterte mir zum letztenmal sein: Die verfluchten Franzosen! in's Ohr. Das ganze Detaschement, dessen Befehlshaber, dem Lieutenant Pineda, ich übergeben wurde, bestand aus sechzig Mann, ich war der einzige Offizier; unsere Eskorte aus zwanzig Mann und einem Trommelschläger. Lieutenant

Pineda war eigentlich ein Holländer, den Franzosen sehr ergeben, sprach aber schlecht französisch, war übrigens sehr arm an Lebensmitteln und an Bekleidung noch abgerissener als ich. Die Jesuiten füllten auf meine Bitte die leere Flasche, die an seiner Seite hing. Er that einen kräftigen Schluck, überzählte die Gefangenen, kommandirte: links-um schwenkt euch! Das alte Kalbfell ließ sich hören, und ich, die jämmerlichste Figur von der Welt, marschirte an der Spitze. Diese Parade währte bis jenseit der Düna, wo wir bei einem alten Marketenderwagen Halt machten, um den letzten Rest von Tabak zum Kauen einzukaufen. Ich stand unterdessen mit dem Gesicht nach der Gegend meines Vaterlandes gewendet, empfahl mich Gott, bat ihn um Kraft, mein Schicksal zu ertragen, betete für meinen Vater und alle meine Lieben, die ich alle vielleicht nie wieder sehen sollte! Meine Augen füllten sich mit Thränen. Das rührte den Lieutenant, der in der Heimath eine Gattin zurückgelassen hatte. Diese stumme Scene knüpfte schnell zwischen uns eine Art von Freundschaft, die in der Folge nur ein einziges Mal durch eine Ungerechtigkeit von ihm unterbrochen wurde.

Wir setzten uns in Marsch, doch ohne Trommelschlag und ungezwungen, nur entfernen durfte sich Keiner. Wir hatten drei Meilen zu gehen, die Hitze war unausstehlich. Der weiten Fußreisen ungewohnt, griff mich der Marsch sehr an. Einmal ruhten wir auf einer Anhöhe bei einer mit Bäumen umgebenen Kapelle, die natürlich ausgeplündert

war und schon oft als Pferdestall hatte dienen müssen. Jetzt wälzten wir uns dort auf altem, mit Ungeziefer besätem Stroh, und wehe dem, der seine Wäsche nicht wechseln konnte; er trug unvermeidlich eine Vermehrung der lästigen Einquartirung mit sich fort. Pineda und ich setzten uns auf die Kanzel, scheuerten uns am Pfeiler und verzehrten unser Brot mit großer Begierde. Die armen hungrigen Soldaten, die in der Kapelle sich gelagert hatten, warfen der Kanzel schmachtende Blicke zu. Ich zeigte hinab, zu dem Lieutenant sprechend: Herr! siehe dein Volk! — Ich sehe es, antwortete er, allein helfen kann ich nicht. — Man wird fragen, wovon wir lebten? — Großer Gott! Alles, was uns in den Wurf kam, Gemüsegarten, Kartoffelfeld u. s. w. wurde emsig durchsucht; wer durch ein Wunder noch eine Kartoffel oder ein Kohlblatt fand, der warf es in den allgemeinen Kochtopf, und diese Suppe war unsere Nahrung. So blieb es acht Tage lang.

Die Trommel rief zum Aufbruch. Wir zogen traurig weiter, und fanden überall die Häuser zerstört, Alleen umgehauen, Straßen durch Kanonen verdorben. Aber noch mehr als unsere Augen wurden unsere Nasen angegriffen; denn keine tausend Schritt legten wir zurück, ohne auf gefallene Pferde oder auch wohl menschliche Leichname zu stoßen, welche die Luft dermaßen verpesteten, daß wir oft Umwege von mehreren hundert Schritten nehmen mußten. Da die halb nackenden Gefangenen ohnehin gewöhnlich beide Hände brauchten, um ihre nothwendigsten

Kleidungsstücke am Leibe zu erhalten, nun aber auch die Nasen noch zuhalten sollten, so entstand oft ein Kampf zwischen Scham und Ekel, in welchem bei den meisten der letztere siegte.

Gegen Abend erblickten wir am Strande eines Sees ein abgedecktes Landhaus, und unser Führer überraschte uns durch die angenehme Botschaft, daß wir diesmal am Ziele wären. Aus Hunger und Müdigkeit warf ich mich sogleich auf der Treppe des Hauses nieder, und, nach Pineda's Versicherung, waren meine Züge sehr entstellt. Die armen Soldaten mußten im Hofe aufmarschiren und wurden dann in einen Stall gesperrt, der in bessern Zeiten Kühe beherbergte. Alle Löcher ließ der vorsichtige Lieutenant verstopfen, und umgab den Stall mit Schildwachen. Als hierauf der Unteroffizier rapportirte, alles sei in Ordnung, vernahm ich zu meinem größten Erstaunen den Befehl, zwei Ochsen zu schlachten, Jedem ein Pfund Brot und eine Maß Branntwein auszutheilen. Wie? rief ich zweifelnd aus, und mit dem herzlichen Wunsche, widerlegt zu werden, glauben Sie denn, daß hier, außer Gras und Wasser, noch etwas zu finden sei? — Nein, erwiederte Pineda ganz kaltblütig, »der Befehl, Alles herbeizuschaffen, ist nur eine Formalität, weil doch die Rubrik Verpflegung in der feuille de route (Marschvorschrift) ausgefüllt werden muß.« So kämpften wir mit Fatalitäten und lebten von Formalitäten.

Der Abend war schön und ich wollte ihn auf der Treppe weghungern; allein Pineda untersuchte das Haus, und mit Erstaunen vernahm ich bald einige Stimmen. Manche Gutsbesitzer nämlich hatten doch, um der vielen Marodeurs willen, von welchen die Straßen wimmelten, für rathsamer gehalten, in ihren Häusern zu bleiben, versteckten sich aber und beobachteten aus kleinen Oeffnungen, was draußen vorging. Nahten sich Einzelne, denen sie sich gewachsen glaubten, so kamen sie zum Vorschein. Waren es viele, so rührten sie sich nicht, bis man sie ausspähte, wo sie denn freilich auf Gnade und Ungnade sich ergeben mußten. So sah ich denn auch hier ganz unvermuthet einen alten Mann, dessen Frau, Sohn und drei erwachsene Töchter aus den Ruinen zum Vorschein kommen. Den Beschluß machte ein französischer Offizier von den reitenden Jägern, der blessirt zu sein schien, denn er trug einen Stiefel und einen Schuh, auf dem Haupte eine große Bärenmütze. Er gab sich für einen Baron aus Brüssel, versicherte, er habe mit Ruhm für sein Vaterland gefochten, und suche jetzt, wenn gleich verwundet, seine Verdienste dadurch zu vermehren, daß er sich zur Sauvegarde dieser wackern Familie aufgeworfen.

»Ritter von der traurigen Gestalt!« spöttelte Pineda, »Sie eine Sauvegarde? warum saßen Sie denn im Keller? Doch gleich viel! was gibt es hier zu essen?« Die armen Menschen sahen einander mit fragenden Blicken an. »Da sitzt ein russischer Kriegsgefangener,« fuhr Pineda fort.

Nie werde ich die Rührung vergessen, die bei diesen Worten sich der guten Familie bemeisterte. Mit Thränen in den Augen trat der Alte zu mir, und drückte mir stumm die Hand, indem er auf seine halb verhungerte, mit Lumpen bedeckte Familie hindeutete. Die Mutter nahm das Wort: »Seit unser Land von denen geplündert worden, die uns Freiheit zu bringen versprachen, sind Sie der erste Russe, den wir sehen; daher unsere Rührung. Wir haben zwanzig glückliche Jahre unter Ihrem Kaiser gelebt! was wir hatten, verdankten wir ihm. Wir können Ihnen nur wenig anbieten, aber das Wenige aus gutem Herzen.»

Da griff eine der Töchter in ihre Tasche, holte verschämt ein Stück schwarzes Brot hervor, und reichte es mir mit niedergeschlagenen Augen. Ein unnennbarer Schmerz überwältigte mich; ich nahm das Brot nicht, warf mich auf die Treppe und brach in Thränen aus. Der gute Alte näherte sich mir tröstend und flüsterte mir in's Ohr: »machen Sie sich kein Gewissen daraus, die kleine Gabe anzunehmen. Wir haben noch etwas Brot und Kartoffeln zurückgelegt, sind aber freilich sehr karg damit, da wir nicht wissen können, wie lange unsere schreckliche Lage dauern wird; aber gönnen Sie uns das Vergnügen, Sie wenigstens satt aus unserm Hause gehen zu sehen.» Die Familie hatte unterdessen meinen Holländer von ihrer Armuth unterhalten, und sein verlängertes Gesicht schien anzudeuten, daß er für seinen Magen keine Hoffnung nähre.

Da hub plötzlich der Alte in sehr gutem Französisch an: »Kinder! unsere Gäste scheinen brave Leute zu sein. Wir wollen frohen Muthes, die Zukunft Gott vertrauend, unser Bischen Armuth mit ihnen theilen.« Pineda lächelte, der Chasseur hüpfte trotz seiner Blessuren, und eine der Töchter schien nur auf diesen Wink gewartet zu haben, um in den Keller hinab zu springen. Sie brachte Kartoffeln und ein altes Brot. Jene wurden gekocht, wir lagerten uns um den Herd und hielten ein frohes Mahl, wobei wir unsern Rest von Branntwein brüderlich mittheilten, und welches ich der Familie durch die Hoffnung würzte, daß Polozk bald in den Händen der Russen sein werde. Erst spät in der Nacht gingen wir zur Ruhe.

Als am andern Tage meine Füße mich heftig schmerzten, und ich fast zweifelte, weiter gehen zu können, überraschte mich der lustige Franzose durch das freundliche Anerbieten eines Cognac, den er besitze. Ich meinte, er spräche von dem geistigen Getränk, welches Cognac heißt, und auch das wäre mir sehr willkommen gewesen; allein er sprach von einem polnischen Pferde (auf polnisch Cogna genannt), und das war in meiner Lage mir noch viel erwünschter. »Auf dem Gute,« sagte er, »kann man keine Pferde halten, denn sie werden sogleich von durchziehenden Detaschements in Beschlag genommen, darum lasse ich die meinigen im Walde von zwei Chasseurs bewachen, die es mit einzelnen Marodeurs aufzunehmen im Stande sind.«

Pineda und ich waren entzückt. Der Offizier, dessen Namen ich leider anzumerken vergessen, wurde unser großmüthiger Wohlthäter, und ich wiederhole ihm hier öffentlich meinen herzlichen Dank.

Das Pferd wurde geholt, und, trotz seiner hervorstehenden Rippen, kam es mir vor, als hätte ich nie ein schöneres gesehen. Nach einem gerührten Abschied schwang ich mich auf den spitzen Rückgrad und zog im Schritt vor der Kolonne her. Mehr als Schritt hat dieser Cognac auch nie geleistet. Während des Marsches jammerten die armen, von Hunger gequälten Russen, und baten mich, ihnen die Erlaubniß auszuwirken, daß sie dann und wann seitwärts auf die Dörfer gehen, und Lebensmittel suchen dürften. Das ging nun wohl nicht an, wegen der geringen Eskorte, denn unbegleitet wäre wohl Keiner zurückgekommen. Ich gab ihnen also den Rath, sie möchten sich so viel möglich ausdehnen, und, wenn der Weg durch Wälder und Gebüsche führte, sich einzeln verlieren. Diesen Rath befolgten sie so treulich, daß am nämlichen Abende schon zehn Mann fehlten.

So ging unsere Reise einförmig immer weiter. Verwüstung und Jammer, unser tägliches Schauspiel, Hunger, unser treuer Gefährte; mit jedem Tage verminderte sich die Zahl der Gefangenen. Pineda selbst begriff wohl, daß Strenge hier nichts fruchten könne, denn auch die Stärksten wurden so ermattet, daß sie liegen blieben und

durchaus nicht weiter gehen wollten. Nur Einmal machte Pineda den schrecklichen Versuch, ob die Leute sich nicht verstellten? Als nämlich eines Morgens früh zum Aufbruch getrommelt wurde, fiel einer der Gefangenen nieder und erklärte sich für unfähig zu marschiren. In der ersten Hitze befahl Pineda, ihn mit Kolbenstößen auf die Beine zu bringen; da das nicht half, trat er ihn selbst mit Füßen; als auch das vergebens war, riß er dem nächsten Soldaten die geladene Flinte aus der Hand und spannte den Hahn. Ich fiel ihm in den Arm. Allein noch mehr brachte ihn wohl das Benehmen des armen Gefangenen zur Besinnung; der Unglückliche blickte seufzend gen Himmel und schien seinen Tod ruhig zu erwarten. Pineda war kein harter Mann. Als er die Flinte zurückgab, sah ich eine Thräne in seinem Auge. Er ließ nicht allein den Gefangenen zurück, sondern beschenkte ihn auch mit Geld. Es war der letzte Versuch dieser Art, den er sich erlaubte, und er bat mich blos, ihm in Wilna zu bezeugen, daß er sein Möglichstes gethan, und daß die quittirte Verpflegung nie wirklich verabreicht worden.

Unsere jammervolle Lage verbesserte sich einigermaßen, als wir am siebenten Tage in dem Städtchen Glubokor ein Magazin fanden, aus welchem uns der barmherzige Kommandant auf vier Tage mit Brot und Fleisch versorgte. Die Gefangenen wurden in eine alte Kirche einquartiert, wo sie Gott dankend ihren Heißhunger stillten.

Die Unsicherheit der Heerstraßen bewog viele Reisende, an irgend einem sichern Orte zu warten, bis ein Detaschement vorüberzöge, um sich diesem anzuschließen, und, wie in den afrikanischen Wüsten, eine Karavane zu bilden. Das geschah auch jetzt. Es stießen zu uns zwei schwer verwundete französische Offiziere in einem halben Wagen mit zwei Pferden, ein Stabs-Chirurgus und ein französisches Mädchen, Viktoire, in Mannskleidern zu Pferde.

Nachdem wir insgesammt bei einem französischen Marketender, der sich Restaurateur tituliren ließ, schöne Worte und schlechtes Essen theuer bezahlt hatten, ließ Pineda fröhlich das alte Kalbfell rühren, und unsere Karavane setzte sich in Marsch. Der Wundarzt war ein lustiger Patron, der Buonaparten und dessen Angriff auf Rußland unverholen zum Teufel wünschte und jetzt heim zog, weil er aus Vaterlandsliebe nicht Hungers sterben wollte. In Spanien war er auch gewesen, und lobte sich dort den Krieg, weil man zwar auch von Gefahren stets umringt sei, hingegen Lebensmittel die Fülle, guten Wein, schöne Weiber und warmes Wetter antreffe. Auch Deutschland hatte seinen Beifall, und er konnte nicht müde werden zu erzählen, wie er dort den Herrn gespielt, genossen, wornach ihm gelüstete, genommen, was ihm beliebte, bisweilen auch großmüthig seinem Wirthe geschenkt, was mitzunehmen ihm zu beschwerlich war. Auch meine Viktoire, sagte er, hat zwar manche Kiste mit Kleidern und

Tüchern ihrer Mutter heimgeschickt, allein auch oft verschenkt, was sie nicht brauchen konnte, und, gleich mir, den guten Deutschen manche Freudenthräne entlockt.

Unter solchen Gesprächen erreichten wir das Nachtlager, ein Chateau (denn jedes Landgut nannten die Franzosen ein Schloß), welches vermuthlich einem reichen Polen zugehörte, denn den ehemaligen Wohlstand bezeugten theils die Ueberbleibsel von seidenen Gardinen und eleganten Möbeln, theils die mit Orden gezierten Familiengemälde in polnischem Kostüm, hängend über Trümmern eines Fortepiano's, und sehr düster herabschauend. Wir brachten die Verwundeten zur Ruhe, und wühlten dann nicht ganz fruchtlos den Garten um, denn ein bereits abgeerntetes Kartoffelbeet lieferte uns noch zwei Hüte voll Kartoffeln, auch fanden wir noch einige Zwiebeln, und eilten jauchzend zum Feuer, wo Viktoire ihre Geschicklichkeit bewies, indem sie uns eine Suppe à l'oignon et aux pommes de terres kochte.

Zwiebelsuppe scheint überhaupt eine Lieblingsspeise der Franzosen zu sein, denn sie sehnten sich oft darnach, wenn sie auch etwas Besseres hatten. Mich konnte nur der Hunger zwingen, dies gekochte Wasser mit einigen gerösteten Zwiebeln hinunter zu schlucken. Auch jetzt war es dieser treffliche Koch, der Viktoiren zur Seite stand, obgleich sie allein den Dank erntete. Es mag übertrieben klingen, aber es ist doch wahr, daß wir gewöhnlich auch in den

schönsten Gegenden nicht spaziren gingen, um nicht zu schnell zu verdauen. Heute wagten wir aber doch, den herrlichen Park zu durchstreichen, weil wir noch einen kleinen Kartoffelschatz zurückgelegt hatten. Der Garten bewies, außer dem Reichthum des Besitzers, auch dessen Geschmack. Eine Ruine auf einem Hügel ahmte einen Tempel der Alten nach, und eine wohlangebrachte Aeolsharfe umschwirrte diese Trümmer mit leisen, schaurigen Tönen. Als wir durch einen Schneckengang diesen nachgingen, erblickten wir plötzlich ein Denkmahl von weißem Marmor, mit der rührenden Inschrift: „Seiner unvergeßlichen Gattin von dem treuen Gatten, der nur auf Bitten der Seligen noch lebt, um sein einziges Kind nicht vaterlos zu hinterlassen.“ Eine nahestehende Moosbank schien der Lieblingsplatz dessen zu sein, der dies Denkmahl errichtete. Daneben war ein kleiner Kindergarten, dessen Blumen wahrscheinlich oft das Grab der Mutter schmückten. Sie pries ich zweifach selig, daß sie die Gräuel, die ihr Vaterland verwüsteten, nicht mehr sah, und dem Verlassenen wünschte ich von Herzen, daß er bald, mit seinem Kinde an der Hand, die heilige Stätte wieder betreten möchte, wo sein Alles ruht. Das Gut liegt auf dem halben Wege zwischen Polozk und Wilna. In wehmüthiger Stimmung verließ ich den Garten und warf mich auf mein Stroh.

Je näher wir nun Wilna kamen, je bewohnter fanden wir die Güter, deren Besitzer sich Sauvegarden von dem

Gouverneur von Wilna erbeten hatten, und überdies durch Patrouillen von polnischer Gensd'armerie in den Ruinen ihrer Schlösser beschützt wurden. Natürlich konnten sie aber auch den häufig durchziehenden Detaschements wenig geben, weil sie selbst wenig mehr hatten. Das verursachte freilich oft Streitigkeiten, zuerst mit den Herren, dann mit den Sauvegarden, deren schriftlich vorgezeigte Befehle jede Gewaltthätigkeit auf das strengste verboten. Aber Noth kennt kein Gebot. Wenn wir die Stärkeren waren, so nahmen wir doch, was wir fanden, und der Sauvegarde blieb nichts anders übrig, als zu drohen: le prince de Neufchatel en sera instruit. (Der Fürst von Neufchatel soll es erfahren.) Pineda pflegte zu antworten: „Für's Erste wißt ihr meinen Namen nicht, und zweitens hat der Fürst gut befehlen, aber Sackerment! ich bin nicht nach Rußland gekommen, um Hungers zu sterben!"

Jetzt muß ich eines Auftritts erwähnen, der mich zum ersten Mal sehr bitter fühlen ließ, daß ein armer Gefangener zweifach unglücklich ist, wenn er in die Hände harter Begleiter fällt. Eines Sonntags Abends, nur noch zwei Tagemärsche von Wilna entfernt, kehrten wir, wie gewöhnlich, auf einem Landgute ein. Da hier eine starke Sauvegarde und auch sonst viele Leute im Hause waren, so durften wir nicht hoffen, Bewirthung zu erzwingen, ob wir gleich seit drei Tagen so gut als nichts gegessen hatten, und Alle höchst abgemattet waren. Ich setzte mich, wie ich immer zu thun pflegte, auf die Haustreppe, und

beneidete die vorbeifliegenden Schwalben, die überall ihr Futter finden.

Pineda und der Wundarzt bestürmten den Wirth um Lebensmittel, wenigstens für die Verwundeten, allein er versicherte, daß er kaum so viel habe, um seine Frau und Kinder satt zu machen. Anfangs hatte man ihn höflich Herr Baron genannt, am Ende regnete es Scheltworte, und die Sauvegarde mußte Thätlichkeiten verhüten. »Hättet ihr nicht so toll gewirthschaftet,« schrie der Besitzer, »hättet ihr nicht geplündert und den Wein auslaufen lassen, so würde noch jeder Vorüberziehende ein Stück Brot und einen Trunk Wein bei mir finden; jetzt aber bin ich ganz ruinirt und kann euch nicht helfen.« Ich schwieg natürlich bei der ganzen Scene, denn welches Recht hatte ich mitzusprechen? Da fuhr plötzlich Pineda mich an, warum ich ihm nicht beistände, den dummen Polen zur Raison zu bringen? Ich sagte ihm kaltblütig meine Gründe, er schien sich zu beruhigen. Das geschah im Zimmer, wo er mit hastigen Schritten auf- und niederging. Ich suchte meinen alten Platz auf der Treppe, und harrte einer wohlthätigen Fee, die sich meines Hungers erbarmen möchte.

Siehe, da erschien wirklich eine, in der Gestalt der zehnjährigen Tochter des Hausherrn, die sich nach allen Seiten umsah, dann sich mir schüchtern nahte, und mir im Namen ihres Vaters zuflüsterte, ich möchte nur herein-

kommen und mit einem kargen Abendbrot vorlieb nehmen. Statt dem Engel um den Hals zu fallen, seufzte ich tief und bedankte mich; denn es schien mir doch unrecht, mich allein satt zu essen, während alle Uebrige und sogar die Blessirten hungern mußten. Es währte nicht lange, so kam der Wirth selbst, affektirte ein gleichgiltiges Gespräch (denn Pineda schlich um uns herum und mochte wohl etwas merken), zeigte mit der Hand nach einer nahe liegenden Kirche, als ob diese der Gegenstand des Gesprächs sei, und wiederholte seine Einladung. Ich sagte ihm die Gründe, die mich abhielten, sie anzunehmen, und bat ihn, uns Allen etwas zu geben, wenn auch nur Brot. Er versicherte sehr ernstlich, daß er höchstens noch Einen Menschen an seinem Tische satt machen könne, und, da ich ein Gefangener sei, folglich mir nicht so gut forthelfen könnte, als jene groben Herren, so brauchte ich mir kein Gewissen daraus zu machen, in diesem Falle mich abzusondern. Ich war es gern zufrieden, doch unter der Bedingung, es Pineda sagen zu dürfen. Das bestürzte ihn, doch, nachdem er einen Augenblick nachgedacht, meinte er, wenn ich nicht anders könnte, so möchte ich es in Gottes Namen thun. Ich ging also zu Pineda und theilte ihm mein Glück mit.

»Thun Sie, was Sie wollen,« war seine Antwort. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und war mit Einem Sprunge in des Wirths Zimmer, dessen Gattin mit vier Kindern mich freundlich empfingen und ihr Bischen Ar=

muth freundlich mit mir theilten. Es ging aber auch wirklich so knapp zu, daß ich den Hunger nur halb stillen konnte; aber ein Gläschen Branntwein stärkte und belebte mich.

Als ich nach dem Essen wieder hinaus auf die Treppe ging, fuhr Pineda mich an: »Wo sind Sie gewesen?" — Antwort: »Sie wissen es ja, der Wirth hat mir zu essen gegeben."

»Das ist sehr löblich, sich allein satt zu essen, während wir alle hungern."

»Was kann ich dafür, daß der Wirth gerade mir besonders wohl wollte? überdies wären Sie doch nicht satt geworden, wenn ich auch Ihnen zu Liebe hätte mit hungern wollen, denn es war sehr knapp. Er konnte nicht Allen geben, so sehr ich auch darum bat. Aber ich selbst bin nur auf wiederholte Einladung und mit Ihrer Bewilligung zu ihm gegangen; das ist doch wohl alles, was man einem Hungrigen zumuthen kann."

Pineda. Ei seht doch! wie besorgt um uns! wie delikat! Ich muß Ihnen aber sagen, ob ich gleich das Polnische nicht verstehe, daß ich Ihre Verabredung mit dem Wirthe, sich allein bei ihm satt zu essen, wohl gemerkt habe. Zu mir kamen Sie nur, weil ich Sie nicht aus den Augen ließ. Kurz, der Wirth, alle Polen und Sie dazu sind lauter Spitzbuben.

Ich. Sie würden sich nicht unterstehen, mir das zu sagen, wenn ich einen Degen hätte.

Pineda. Was? unterstehen? Wissen Sie, daß ich Sie auf der Stelle kann erschießen lassen, ohne Jemand Rechenschaft davon zu geben?

Ich. Das weiß ich nicht und glaube es auch nicht. Wenn Sie toll genug dazu wären, so würden Sie es schwer verantworten müssen.

Pineda. Was Sie sich einbilden! man würde auch viel Wesens machen wegen eines solchen F—f — wie Sie sind. (Er bediente sich des bekannten französischen groben Ausdrucks.)

Ich. Da ich keinen Degen habe, so beschimpft das, was Sie da sagen, nur Sie selbst. Ich könnte aber doch endlich hitzig werden, und dann fliegt der erste beste Stein Ihnen an den Kopf.

Wüthend zog Pineda den Degen und ging auf mich los; als er mich aber gefaßt sah, ihn zu empfangen, schrie er nach Wache, ließ mich in den Stall schleppen, und drohte wieder mit Erschießen.

Von sechs Mann bewacht, brachte ich nun im Stalle eine sehr traurige Nacht zu. An das Erschießen glaubte ich wohl nicht, allein er konnte in Wilna über mich klagen, und ich, schon um meines Namens willen, parteiische Richter finden. Mit Tagesanbruch wurde ich herausgeführt. Der Wirth und seine Gattin standen am Fenster,

mich theilnehmend beobachtend; ihre Blicke schienen zu sagen: ach! wir sind die unschuldige Ursache Ihres Unglücks! Die kleine Tochter schlich um uns herum, und es schien, als wollte sie mir etwas zustecken, allein es war unmöglich, mir nahe zu kommen. Als die Kolonne sich in Bewegung setzte, wurde sie sichtbar unruhig und die Eltern winkten mir, auf das Kind deutend, allein vergebens! ich konnte mich ihm nicht nähern. Nur durch einen Wink meiner Hand, die ich dann auf's Herz legte, vermochte ich beim Abschied meinen Dank auszudrücken. Ich hoffe, sie haben mich verstanden. Die Kleine lief noch über den ganzen Hof uns nach, setzte sich endlich traurig an die Pforte, und rief ihr Lebewohl mir nach!

Pineda hatte während der ganzen Zeit keinen Blick auf mich geworfen, auch kein anderes Wort gesprochen, als was zum Dienst gehörte. Das Pferd hatte er für sich genommen und ritt in Gedanken voran. Nach einer guten Stunde machte er Halt, wir lagerten uns im Schatten. Endlich wandte er sich zu mir: »Jetzt ist es an Ihnen, zu reiten, und, da ich nicht müde bin, so wollen wir Beide langsam vorausgehen.“ So wurde ich denn meine Wache los, ich schwang mich auf den Gaul und er ging nebenher. Es war sichtbar, daß sein gestriges Betragen ihm Kummer machte. Nach einer kleinen Viertelstunde, in welcher er den Kampf mit sich selbst bestand, hub er an, von seiner verdammten Hitze zu sprechen, die ihn oft zu dummen Streichen verleite, und schloß mit der Bitte, den gestrigen

unangenehmen Vorfall zu vergessen. »Es hat mir so leid gethan,« sagte er, »daß ich selbst die ganze Nacht nicht habe schlafen können. Zu meiner geringen Entschuldigung muß ich anführen, daß, während Sie beim Wirthe speisten, der Wundarzt und die blessirten Offiziere mich aufgehetzt haben. Dies Geständniß sei Ihnen ein Beweis meiner aufrichtigen Reue.«

Ich sprang vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Wir ergossen uns wechselseitig in Geständnisse, was ein jeder gefühlt, was jeden am meisten geschmerzt, und unter Thränen der Rührung wurden wir bessere Freunde, als zuvor. Ich war um so leichter zum Verzeihen geneigt, da ich wohl fühlte, daß eine Uebereilung, die der bittere Hunger erzeugt, während ein Anderer sich satt ißt, wohl die verzeihlichste von allen Uebereilungen sein mag. Sie war ja sein einziges Abendbrot gewesen.

Jetzt schien der Himmel uns günstiger zu werden, denn ein armer Jude, der ein Schwein und ein Fäßchen Branntwein mit sich führte, lief uns gleichsam in die Arme (oder Klauen). Dem strengsten Befehlshaber wäre unmöglich gewesen, bei dieser Gelegenheit Mannszucht zu halten. Der Jude schrie Gewalt! Gewalt! allein der Schatz war unser, vom Schicksal uns beschert, denn der Jude kam aus einem seitwärts liegenden Städtchen und mußte die Landstraße durchschneiden, gerade in dem Augenblicke, als unser hungriges Volk mit ihm zusammentraf. Da galt

allein das Naturrecht. Pineda war aber doch so ehrlich, ihm Pferd und Wagen zu lassen, das hätte mancher nicht gethan.

Die Beute wurde getheilt so gut es möglich war, ein Feuer loderte schnell empor, jeder hielt sein Stück daran und verschlang es halb roh. Stärkender noch war der Branntwein, der alle Gemüther erheiterte. Noch nie war der Marsch so fröhlich vorwärts gegangen; singend wanderten Soldaten und Gefangene Arm in Arm. Vermuthlich ahmten sie darin mich und Pineda nach, denn auch wir gingen, oder taumelten vielmehr, Arm in Arm und sagten uns die zärtlichsten Dinge. Der Wundarzt mit den blessirten Offizieren waren wie gewöhnlich weit voraus, bekamen also nichts von der Beute und wurden noch obendrein ausgelacht, was ihnen um so schmerzlicher sein mußte, da in dem nächsten Nachtquartier so gut als gar nichts zu bekommen war.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Wilna.

Am vierzehnten Tage nach unserm Abmarsch aus Polozk kamen wir Nachmittags um fünf Uhr in der Vorstadt von Wilna an. Es wurde Halt gemacht. Die Soldaten putzten sich so gut sie konnten, und Pineda zog eine neue Uniform an. Was mich betrifft, so hatte ich zwar den Tag zuvor mein einziges Hemde gewaschen, und mich in der letzten Nacht ohne dasselbe beholfen; aber meine Stiefeln waren ganz zerrissen; die letzten Strumpf-Fragmente hatte ich längst weggeworfen, und ich mußte mit dem Gedanken mich trösten, daß die alten römischen Helden auch mit nackten Füßen einherzogen.

Die Gefangenen wurden in Reih' und Glied gestellt. Es waren nur noch vierundzwanzig, also mehr als dreißig davon gelaufen. Pineda erinnerte mich an mein Versprechen, ihm zu bezeugen, daß der Transport ohne alle Lebensmittel geschehen, und wir dennoch neunzig Werst in vierzehn Tagen gemacht. Ich wiederholte meine Zusage, und marschirte unter Trommelschlag an der Spitze des Haufens. Der neugierige Pöbel, der uns gleich umringte, mag uns für eine sehr verwegene Schar gehalten haben, da unsere Eskorte jetzt an Zahl fast uns gleich war.

Es ist ein drückendes Gefühl, so zur Schau zu gehen. Am besten, man senkt den Blick zur Erde, um weder durch die Spötteleien der Gassenbuben, auch wohl mancher ganz rechtlich aussehender Leute, geärgert, noch durch theilnehmende Geberden anderer gerührt zu werden. Die Zahl der letzten war jedoch sehr klein, und als wir auf dem Platze vor dem Rathhause angekommen waren und dort über eine Stunde auf Pineda warten mußten, der seinen Rapport abstattete, begafften uns zwar Tausende, lachten uns auch wohl unter die Nase, doch keiner bot den Hungrigen ein Stück Brot. Wie ganz anders fanden wir es nachher in Deutschland! Manche Polen waren so unverschämt zudringlich, daß unsere Wachen sie mit Kolbenstößen zurückweisen mußten. Aber von einem französischen Soldaten ließ auch der vornehmste Pole sich alles gefallen.

Mehrere Züge des versteinerten Nationalhasses, den die Polen in dieser drückenden Stunde an den Tag legten, sind mir entfallen, doch Einer mir im Gedächtnisse geblieben, vielleicht der kleinsten Einer allein merkwürdig, weil er von einem Offizier herrührte, die sonst in Polen mit ihrer Bildung sich zu brüsten pflegen. Als nämlich Einer wegen meiner kahlen Füße mich bedauerte, rief ein Anderer: »Wie? du bedauerst einen Russen? glaubst du denn, daß er jemals bessere Stiefeln getragen hat?« Bravo! schrien die Umstehenden, und der herzlose Witzbold bedankte sich ehrerbietig.

Pineda kam endlich, und der gute Mensch hatte durch vieles Bitten mir vom Kommandanten die Erlaubniß ausgewirkt, bei ihm wohnen zu dürfen; eine große Wohlthat! denn sonst hätte ich mit den übrigen in der Kirche bei Wasser und Brot auf faulem Stroh liegen müssen.

Unser Quartier befand sich in einer entlegenen Straße, aber ein altes Mütterchen empfing uns freundlich und gab was sie hatte, wenn wir nur zum Danke sie versicherten, daß die Russen überall geschlagen würden. Weniger freundlich empfing sie bald nachher ihren besoffenen Ehegemahl, mit dem sie sogar in einen ihm sehr nachtheiligen Faustkampf sich einließ, in welchem wir endlich, Frieden stiftend, seine Sekundanten wurden.

Da weder der Kommandant, General Jomini, noch der Gouverneur, Graf Hogendorp, mich zu sehen verlangten (indem Pineda mich auf seine Verantwortung zu sich genommen), so genoß ich völlige Freiheit, in der Stadt herum zu gehen. Das geschah anfangs in Pineda's Gesellschaft, nachher meistens allein, weil er Kameraden gefunden hatte, welchen meine Gegenwart vermuthlich überflüssig schien. Wir sahen uns oft erst Abends beim Schlafengehen.

Meinem wesentlichsten Bedürfniß half ein edler Unbekannter ab, ein gewisser Herr Anderson, der selbst nichts Ueberflüssiges zu haben schien. Er hatte mich nur auf der Straße gesehen, bemerkt, woran es mir fehle, und suchte

mich nun in meinem Quartier auf, um mir mit edler Verschämtheit ein Paar Hemden anzubieten. Er stellte mich später auch seiner Gattin vor und ich durfte Abends ihn besuchen.

Am dritten Tage meines Aufenthalts in Wilna erscholl die Nachricht von der Schlacht bei Moschaisk, natürlich sehr verbrämt. Die russische Armee war gänzlich aufgerieben. Man zählte fünfzigtausend Todte, dreißigtausend Gefangene, worunter zwanzig Generale und zweitausend Offiziere, hundertfünfzig eroberte Kanonen. Eine große Illumination wurde anbefohlen, Besoffene lagen in den Straßen und die Polen trugen ihre Nasen noch einmal so hoch. Nur die Juden zeichneten sich durch ihre Treue aus, hielten ein zehntägiges Fasten, beteten für die Russen und bekamen Prügel von den Polen. Als nachher im Dezember die vernichtete russische Armee siegreich in Wilna einzog, hatten diejenigen, welche bei meiner Anwesenheit einen transparenten französischen Adler glänzen ließen, aus löblicher Oekonomie diesem Adler schnell noch einen Kopf zugesetzt, und erleuchteten ihn nunmehr für die Russen; aber der neue Zusatz blieb kenntlich, die triumphirenden Juden machten jeden Russen aufmerksam darauf, und die Scene endete mit einem Steinregen.

Auch im Theater wurde, der Schlacht bei Moschaisk zu Ehren, ein neues Stück aufgeführt, welchem ich, in einen Ueberrock des Herrn Anderson verhüllt, beiwohnte.

Es hieß: Die Schüler in Crogi (ein Städtchen in Litthauen), von wo fünfzig Kosaken, als der Feind anrückte, ein russisches Magazin nach der Düna fortschafften. Kaum sind sie eine Stunde weg, so beschließen die Schüler, etwa sechzig an der Zahl und höchstens fünfzehn Jahre alt, den Kosaken das Magazin zu entreißen. Eine Menge Pumphosen erscheinen auf der Bühne, ein schnurrbärtiger Schulmeister befeuert sie durch die Geschichte vom Riesen Goliath und dem kleinen David; Alle bewaffnen sich mit alten Pistolen, Flinten und Zaunknütteln; die Mütter kommen, unter tausend Thränen ihre Kinder einzusegnen; der Schulmeister schwingt ein Wetterfähnlein, Alle schreien Sieg oder Tod! Die knienden Kinder empfangen der Eltern Segen, eine erbärmliche Trompete bläst Tusch im Orchester, und mit dem Ausruf: es lebe die Freiheit! es lebe das Vaterland! stürzen die Kinder fort. Schade, daß keine Jungfrau von Crogi, gleich der von Orleans, erscheint, so würde man doch das Wunder begreiflich finden, daß sechzig Schulknaben fünfzig Kosaken in die Flucht schlagen, und kein Kind dabei verlieren. Im letzten Akt wird noch ein verirrter russischer Beamter gleichsam bei den Haaren herbeigezogen, sehr unanständig bespöttelt, als er Quartier fordert, und am Ende, da er hitzig wird, auf die kleinen Kinder verwiesen, die nach der Schlacht noch mit ihren Waffen spielen. »Mehr,« heißt es, »brauchen die Polen nicht, um Rußlands Helden zu besiegen.« Das ganze Parterre brüllte bravo! und

die alte Trompete that abermals ihre Schuldigkeit. Zum Schluß sang der älteste Schüler mit einem papiernen Helm auf dem Kopf eine Bravour-Arie. Aus Schonung für die Polen mag ich die niedrigen Schmähungen nicht nachschreiben, die sie an diesem Abende gegen die Russen sich erlaubten. Beim Nachhausegehen erzählte mir Anderson noch mehrere Beispiele eines solchen erhabenen polnischen Patriotismus.

Um mich für alle die widrigen Empfindungen zu entschädigen, fand ich an jenem Abend auf meinem Tische einen Zettel von Frauenzimmerhand, durch welchen eine Frau von S. mich einlud, sie zu besuchen, weil sie mir ein Anliegen zu vertrauen habe. Um dieses kleine Abenteuer ganz zu begreifen, muß ich folgendes vorausschicken: Als der Feind über die Memel ging und Kaiser Alexander Wilna verließ, bemächtigten die Kanzleien, Kassen u. s. w., um nur schnell fortzukommen, sich der ersten besten Pferde, gleichviel ob polnische oder russische, und so geschah es, daß mehrere Offiziers-Frauen das Unglück hatten, die ihrigen einzubüßen, und gezwungen waren, in Wilna zu bleiben. Aber auch aus ihren bisherigen Quartieren wurden sie herausgeworfen, wenn sie nicht im Stande waren, nicht etwa doppelt, sondern hundertfach zu bezahlen.

Der Gemahl der Frau v. S. war Statthalter in Disna gewesen, und hatte von Wilna aus eine kleine Geschäftsreise unternommen, während welcher unvermuthet

Wilna von den Franzosen besetzt wurde. So blieb seine Gattin in Feindes Gewalt, und in der obenerwähnten traurigen Lage.

Es war am andern Morgen mein erstes Geschäft, die Dame aufzusuchen. Statt einer fand ich deren sechs mit vier Kindern in einem kleinen Zimmer. Wir fingen damit an, obgleich wir uns zum ersten Male sahen, gegenseitig unsern Herzen Luft zu machen. Die Entschuldigung der Frau von S., daß sie mich eingeladen, fand ich sehr überflüssig, und erbot mich gern zu jedem Ritterdienste, den ein armer Gefangener leisten könne. Sämmtliche Damen waren sehr bewegt, ein Gefühl, welches der lang entbehrte Anblick eines Landsmannes erregte. Sie erzählten, sie dürften sich auf der Straße nicht zeigen, ohne von den Polen verspottet zu werden. Oft hätten sie gern russischen Gefangenen Unterstützung gebracht, allein die Furcht habe sie zurückgehalten, von den Schildwachen oder vom Volke gemißhandelt zu werden. Als sie erfuhren, daß ich frei herumginge, hielten sie ein ordentliches Consilium, in welchem beschlossen wurde, an mich zu schreiben. Eine der Damen, als Bäuerin verkleidet, trug den Zettel selbst in meine Wohnung. Für das kleine Stübchen ließ der spitzbübische Wirth sie nicht nur ungeheuer bezahlen, sondern trieb auch die Schändlichkeit so weit, allen Franzosen, die bei ihm einquartiert wurden, die Damen verdächtig zu machen. Oft mußten sie zittern, wenn die Grenadiere mit Gewalt ihre verschlossene Thür sprengen wollten. Zum

Glück sprach Frau von S. sehr gut französisch und wußte, bald durch Höflichkeit, bald durch Ernst, die Unverschämten zurückzuweisen. Zum Ruhme einiger Franzosen muß ich noch hinzufügen, daß sie, von des Wirths Schurkerei überzeugt, ihm seine Unmenschlichkeit nicht allein derb vorgeworfen, sondern ihn auch einige Male derb durchgeprügelt hatten, was aber für die hilflosen Damen noch schlimmere Folgen hatte, da der schlechte Kerl es sie nachher durch verdoppelte Bosheit entgelten ließ.

Der Magd vom Hause mußten die armen Frauen jeden kleinen Dienst theuer bezahlen, und dennoch oft eine Begegnung von ihr erdulden, die sie gegen ihre eigenen Mägde sich nicht erlaubt haben würden.

Alle hatten sich zuvor nie gekannt, aber schnelle Freundschaften knüpft das Unglück. Einer unter ihnen wurden zwei Kinder krank. Es währte lange, ehe man einen Arzt finden konnte; endlich kam einer, ein unwissender Mensch, doch sehr uneigennützig, wie es schien. Allein es fand sich bald, daß er seine Belohnung von der schönen Frau v. S. erwartet hatte, und als er diese Hoffnung getäuscht sah, warf er die Larve der Uneigennützigkeit weg. Die Mutter, zu schämig, um Unterstützung bei ihren Unglücksgefährtinnen zu suchen, ließ heimlich durch die Magd ihre Sachen versetzen. Durch einen Zufall erfuhren es die andern, machten ihr freundschaftliche Vorwürfe, vereinten sich in engerm Vertrauen, und errichteten eine gemein-

schaftliche Kasse; Frau von S. war die Schatzmeisterin, die täglich Rechnung ablegte. Da aber nie etwas hinzukam, so mußte, bei der möglichsten Sparsamkeit, die Kasse doch mit jedem Tage abnehmen. Diese traurige Betrachtung veranlaßte die Berechnung, daß sie von dem, was der Wirth täglich an Miethe empfing, sämmtlich drei Tage leben könnten. Ihr sehnlichster Wunsch war also eine wohlfeilere Miethe. Wie sollten sie die finden, da sie selbst nicht aus dem Hause durften? — Dazu hatten sie nun mich ersehen.

Mit dem größten Vergnügen übernahm ich den Auftrag. Als ich so von Haus zu Haus ging, wurde ich von Vielen neugierig begafft; Manche mochten glauben, ich bettele. Ohne mich an die Blicke des verachtenden Mitleids zu kehren, setzte ich meine Bemühungen lange vergebens fort. Viele konnten die armen Russinnen nicht aufnehmen, andere wollten es nicht.

Plötzlich ergriff mich ein guter Gedanke. Zum Kommandanten wollte ich gehen, ihm den Jammer vorstellen; die Frau v. S. für eine Verwandtin von mir ausgeben, unter diesem Vorwand mich zu ihrem Retter aufwerfen, und um freies Quartier für sie bitten. Auf der Stelle führte ich meinen Vorsatz aus.

Der berühmte Jomini empfing mich sehr artig, erklärte aber, ohne die Zustimmung des Gouverneurs könne er nichts in der Sache thun. Beim Abschied sagte er

lächelnd, es wäre doch ein großes Glück, wenn man im Unglück eine liebenswürdige Verwandtin fände. Ich verschluckte die unverdiente Pille, und eilte zum Grafen Hogendorp. Der war sehr beschäftigt. Ueber zwei Stunden mußte ich warten. Ich benutzte diese Zeit, um seine Adjutanten zu bearbeiten, indem ich besonders die französische Höflichkeit gegen das schöne Geschlecht herausstrich. Durch geschmeichelte Eitelkeit kann man von einem Franzosen Alles erlangen. Sie gestanden ein, den Damen müsse geholfen werden, und baten sich deren Adresse aus, um persönlich ihre Dienste anzubieten. Ich gab die Adresse.

Endlich wurde ich auch vorgelassen und sehr freundlich empfangen. Der Graf Hogendorp erkundigte sich nach meinem Vater, sagte mir viel Schmeichelhaftes über dessen Talent, aber — in der Hauptsache erklärte er, es sei ihm unendlich leid, meine Bitte nicht gewähren zu können, die Stadt sei mit Truppen überfüllt u. s. w. Vergebens erschöpfte ich mein Bischen Darstellungsgabe, um die Noth der Damen ihm an's Herz zu legen, der Refrain blieb: cela ne se peut pas (es geht nicht). Dann wandte er das Gespräch auf die Schlacht von Moschaisk, versicherte, Napoleon müsse nun schon in Moskau sein, und Graf Wittgenstein könne sich an der Düna nicht halten. Nach einer abschlägigen Antwort kränkten mich solche Reden zweifach. Ich antwortete trocken: Graf Wittgenstein habe Befehl, die Düna zu behaupten und Oudinot zu schlagen. Er lachte und ich empfahl mich.

Mißmuthig suchte ich Trost bei dem braven Anderson, aber auch vergebens, denn die Polen lauerten ohnehin auf ihn, weil er vormals bei dem russischen Forstwesen gedient hatte und ein Deutscher war; er durfte sich also der Sache nicht öffentlich annehmen. Mit verwundeter Eitelkeit, daß es mir mißlungen, eine solche Kleinigkeit durchzusetzen, mehr noch mit wahrer Betrübniß, trat ich unter die harrenden Frauen, die freilich halb und halb auf ein solches Resultat gefaßt waren, doch ihren Kummer nicht verbergen konnten.

Es fiel mir ein, daß da, wo Männer nichts vermögen, ein kluges, schönes Weib oft Wunder thut. Klug und schön war die junge Frau v. S., darum schlug ich ihr vor, in meiner Begleitung ihre Bitte selbst den Machthabern vorzutragen. Es kostete Ueberredung, ehe sie sich dazu entschloß, allein nur unter der Bedingung, daß noch eine von den Damen sie begleite. Nun sollte Toilette gemacht werden; aber wie? sie hatten ja nichts, als das einzige Zimmer, und ich blieb gegenwärtig. Noth ist sinnreich. Flugs wurde eine Decke ausgespannt, die einen Winkel des Zimmers so geschickt abtheilte, daß kein profanes Auge erlauschen konnte, was hinter der Decke vorging. Ich mußte mich indessen mit den zu Hause Bleibenden von Wind und Wetter unterhalten.

Endlich fiel die neidische Decke nieder, und die Damen standen einfach und niedlich gekleidet vor mir. Meine kahle

Uniform stach gar sehr dagegen ab, da aber die schöne Frau v. S. die Güte hatte, mich zu versichern, daß sie dennoch lieber an meinem Arme, als am Arme des ersten Wilna'schen Elegants, durch die Straßen wandeln wolle, so ging ich stolz an ihrer Seite; und als ich, von manchen uns Begegnenden, statt sonstiger Spöttereien, die Worte vernahm: „wie schön! welch ein Wuchs!" und dergleichen, so blähte ich mich, als ob ich selbst damit gemeint sei.

Auf der Treppe des Gouverneurs zitterte Frau v. S. und verlor fast den Muth. Die herrliche Frau stärkte sich aber selbst durch den Gedanken, daß sie nicht allein für sich, sondern für unglückliche Mütter und Kinder zu bitten habe. Kaum hatten wir das Vorzimmer betreten, als die Adjutanten uns umringten und wetteiferten, der Schönheit zu huldigen. Die gnädige Frau kann auch unangemeldet hineingehen, meinte der Eine, während der Andere ihr schon den Arm bot, um sie einzuführen. Sie erblaßte und bebte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Mit sanftem Ernst erklärte sie, ohne mich und ihre Gesellschafterin werde sie nicht vor dem Gouverneur erscheinen, und wenn das nicht thunlich sei, so habe sie nichts hier zu suchen. Sie wandte sich zugleich an mich, mit der Bitte, sie wieder nach Hause zu führen. Die Würde, mit der sie sprach, die kleine Ereiferung, die ihr wieder Farbe gab, das gute Französisch, in dem sie sich ausdrückte, wirkten so mächtig, daß einer der Adjutanten sogleich Stühle prä-

sentirte und der andere zu dem Grafen ging, um uns zu melden.

Nach einer guten Viertelstunde, während welcher wir kein Wort wechselten, und Frau v. S. einen Zipfel ihres Schnupftuchs knetete, wurden wir vorgelassen. Der Graf behandelte zwar die Damen sehr höflich, wiederholte aber, was er mir schon gesagt hatte. Frau v. S., des Bittens ungewohnt, wollte aufstehen und gehen, aber eine Thräne rollte über ihre Wange. Da nahm ein alter ehrwürdiger Mann das Wort, der bisher schweigend am Ofen gestanden.

»Herr Graf," sagte er, »das Unglück der Damen heischt unsere Hilfe. Es ist wahr, die Stadt ist bereits überfüllt und als Russinnen können sie unmöglich einquartirt werden, aber wenn die Damen sich gefallen lassen wollten, für französische Marketenderinnen (Vivandières) zu gelten, so meine ich, Herr Graf, Sie könnten schon ein Auge zudrücken." — Der Gouverneur fand den Einfall vortrefflich, trug dem alten Manne sogleich auf, das Nöthige zu besorgen, und ersuchte die Damen, sich auch künftig in jeder Verlegenheit an ihn zu wenden.

Der ehrwürdige Chef des Generalstabes hatte selbst die Güte, uns nach der Quartierkammer zu begleiten; die Damen wurden als Vivandières eingeschrieben, überschütteten ihren Wohlthäter mit Danksagungen, und ein unbeschreiblicher Jubel, an dem sogar die kranken Kinder

hüpfend Theil nahmen, verbreitete sich in der engen Wohnung, als wir die frohe Botschaft brachten. Mir wurde das ganze Verdienst des gelungenen Unternehmens zugeschrieben, so oft ich auch an die Thränen aus schönen Augen erinnerte, welche das ganze Wunder gewirkt hatten. Zum Lohn empfing ich von jeder Dame einen herzlichen Kuß. Ich will nicht läugnen, daß ich gewünscht hätte, Frau v. S. möchte auch hier als Repräsentantin der übrigen auftreten, allein das geschah nicht, und ihr Kuß war unter allen der leiseste.

Als es Abend wurde, suchten wir das angewiesene, ziemlich entlegene Quartier. Den Weg dahin verkürzten uns, nicht auf die angenehmste Weise, die Transparente, die noch heute, am dritten Tage nach dem Siegesfeste, der polnische Patriotismus leuchten ließ. Besonders auffallend war Eines derselben, zu dessen Erklärung eine Einleitung gehört. Die Polen glaubten nämlich allgemein, Napoleon habe seine Siege blos ihrer Avantgarde zu verdanken, ohne daran zu denken, daß er diese, in der That braven Truppen nur als die ersten Schlachtopfer voraussandte. Auf jenem Glauben sich gründend, stellte ein Transparent über dem Balkon eines polnischen Fürsten die Schlacht von Moschaisk dar, im Vorgrunde einen Theil der Stadt mit dem Thore, durch welches die Polen einzogen, während die Franzosen im fernen Hintergrunde der Ruhe pflegten. Oben d'rüber stand: mit Gottes und Napoleon's Hilfe — unten: besiegen

wir die Russen. Unter solcher Augenweide erreichten wir das Haus, welches die angewiesene Nummer trug, und wo ein bärtiger Jude uns staunend und klagend empfing, doch plötzlich sehr freundlich wurde, als er hörte, daß es unglückliche Russinnen wären, die ihm das Schicksal zugeführt. »Alles, was ich habe,« rief er aus, »theile ich gern mit den Unterthanen des guten Kaisers Alexander!«

Es ist wahrlich wahr! die Juden zeichneten sich besonders aus durch Anhänglichkeit an Rußland und dessen geliebten Beherrscher. Sie machten auch gar kein Hehl daraus, und erduldeten lieber Mißhandlungen und Erpressungen. Während die Polen in den Kirchen den Russen fluchten, flehten die Juden in den Synagogen Segen auf sie herab. Der wackere Jude räumte auf der Stelle zwei niedlich möblirte Zimmer ein.

Als ich nach Hause kam, fand ich Pineda nicht in der besten Laune. Er hatte Befehl erhalten, mit einem Kommando Franzosen zu der hungernden Armee zurückzukehren; auch für mich eine Schreckensbotschaft, denn ich mußte befürchten, das Quartier zu verlieren und zu den Gemeinen in die Kirche gesperrt zu werden. Ich suchte durch das russische Sprichwort mich in den Schlaf zu lullen: »Was am Abend dunkel schien, erleuchtet der Morgen.«

Den folgenden, letzten Tag von Pineda's Aufenthalt wünschte er noch mit mir zu verleben. Er hatte dem unbarmherzigen Kriegszahlmeister, gegen tausendfache Quit-

tungen, einen kleinen Theil seines, schon sechs Monat rückständigen Soldes abgepreßt, und wollte sich mit mir noch einmal gütlich thun, das heißt, sich satt essen. Auf dem Markte hatte ein spekulirender Franzose eine Restauration à la Parisienne angelegt; dahin gingen wir, und für eine mäßige Mahlzeit wurde Pineda rein ausgeplündert, was ihm ziemlich gleichgiltig schien, da man ohnehin auf der Straße zwischen Wilna und Polozk auch für Geld nichts haben konnte. Nachdem wir bei einem Glase Wein unsere Abenteuer noch einmal durchgelebt hatten, machten wir einen Spazirgang um die Stadt.

Wilna liegt nicht angenehm, in einer Vertiefung von Sandbergen umgeben, die mit verkrüppelten Tannen bewachsen sind. Die schöne Wilja fließt in ziemlicher Entfernung. Läge die Stadt an ihren Ufern, so wäre für Annehmlichkeit und Bequemlichkeit in Hinsicht der Schifffahrt besser gesorgt. Jenseit des Flusses hatte Buonaparte große Batterien aufführen lassen, um einen etwaigen Rückzug zu decken. Dennoch pflegten die Polen mit diesen Batterien zu prahlen, als wären sie ein Beweis von Buonaparte's Scharfsinn, da hingegen die Russen das Land so lang besessen und nicht auf diesen glücklichen Einfall gekommen wären. Als ob die Russen jemals eine Retirade aus ihrem Lande zu bedecken hätten!

Abends fand ich meine Damen in ihrem neuen Quartier in der besten Laune, denn der ehrliche Hebräer hatte zu

ihrem Empfang die Zimmer scheuern lassen, weiße Gardinen aufgehängt, mit Wachholder geräuchert und drei reinliche Betten aufgeschlagen. Durch meine Klage, daß ich wahrscheinlich in die Kirche würde ziehen müssen, wurde der Frohsinn der Damen gestört. Frau v. S. versicherte mich mit der liebenswürdigsten Theilnahme, sie würde, so ungern sie ausginge, in diesem Falle mich täglich besuchen und ihre Armuth mit mir theilen. Dieser Trost aus einem so reizenden Munde bewirkte, daß ich fast mich noch für beneidenswerth hielt. Zu Hause erfuhr ich nun erst von Pineda, daß er, ohne mir etwas davon zu sagen, dringend gebeten hatte, mir das Quartier zu lassen, allein er war überall mit dem gewöhnlichen: je suis bien faché — je suis mortifié, mais cela ne se peut pas — abgespeist worden.

Wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten. Ich hatte am andern Morgen mir vorgenommen, dem menschenfreundlichen Chef des Generalstabes meine Lage vorzustellen. Als ich auf dem Wege zu ihm das Rathhaus vorbeiging, sah ich einen düster um sich blickenden Mann vor der russischen Bude stehen. Er trug ein elegantes Civilkleid, aber der russische Uniformmantel, den er um sich schlug, gab mir den Muth, ihn anzureden. Etwas glücklicheres konnte mir in diesem Augenblicke nicht begegnen, denn ich fand in ihm nicht allein einen Unglücksgefährten, sondern auch einen braven, gefühlvollen, für die damaligen Umstände reichen Mann, den Hofrath Barts, gewesenen Zollinspektor in Bialystok, den man mitten in der Nacht

aus den Armen seiner Gattin und Kinder gerissen, und ihm kaum vergönnt hatte, sich mit dem Nothwendigsten zu versehen und seinen eigenen Wagen mitzunehmen. So brachte man ihn als Staatsgefangenen nach Wilna; warum? das wußte er selbst nicht; es hieß, er sei verdächtig. Freilich war er ein kluger Weltmann, in Sprachen bewandert, in der Politik erfahren; das mochte gefährlich scheinen. Warum man aber zu gleicher Zeit einem gewissen Titularrath C*, einem äußerst beschränkten Kopf, dieselbe Ehre erwies, ihn als Staasgefangenen fortzuschleppen, das konnte Niemand errathen. Der Mann war viele Jahre lang Forstmeister gewesen, und die Auerochsen interessirten ihn weit mehr, als die Unterjochung von Europa. Sein Schicksal überraschte ihn dermaßen, daß er zum Tollhaus reif nach Wilna kam. Das hielten aber die Franzosen für Verstellung. Wenn ein Pole oder ein Franzose ihm zu nahe kam, so pflegte er auszuspucken, sich umzuwenden und in den Bart zu brummen, oder wohl gar nach einem Stein zu greifen. Uebrigens war er ein ehrlicher Mann und die Sanftmuth selbst für jeden, der zutraulich und deutsch redend sich ihm näherte. Sein Anzug glich dem meinigen an Armseligkeit. In der Folge beschenkte der Hofrath Barts ihn und mich mit Kleidern und Wäsche.

Dieser edle Mann, der stets von einem Gensd'armen begleitet wurde, bezeugte eine große Freude, mir in meiner Noth beistehen zu können. »Morgen,« sagte er, »werde ich nach Königsberg transportirt; das ist auch Ihr Weg; in

meinem Wagen ist Platz; ich erhalte sechs Pferde Vorspann; wollen Sie mit mir fahren, so soll es mir sehr angenehm sein." — Man denke sich meine Freude! Kein Hunger in der Kirche, kein Marsch zu Fuße, ein bequemes Fahren an der Seite eines gebildeten Mannes! welch ein Glück!

Aber ob die Franzosen mir keinen Querstrich durch versagte Erlaubniß machen würden? das war nun meine Sorge. Ich fürchtete ihr Mißtrauen und hatte mich leider nicht geirrt. Zwar der edle Chef des Generalstabes fand keine Schwierigkeit darin, wohl aber Graf Hogendorp, welcher trocken meinte, Staatsgefangene und Kriegsgefangene könne man nicht zusammen fahren lassen, da die ersteren weit strenger bewacht werden müßten. Ich ließ jedoch nicht ab, zu bitten, unterwarf mich gern der strengsten Bewachung, und da Pineda seine herzliche Fürsprache hinzufügte, mein musterhaftes Betragen während des Marsches rühmend, so wurde endlich — nach einem scharfen Examen, ob wir uns früher gekannt? wie und wo wir uns gefunden? u. s. w. — mein Wunsch gewährt.

Wer war froher als ich! Der edle Chef des Generalstabes schrieb sogleich meinen Namen in die feuille de route von Barts und C*, und ich ergriff die Gelegenheit, ihm meine russischen Damen nochmals zu empfehlen, die er selbst zu besuchen versprach. Ob er Wort gehalten, weiß ich nicht.

Gegen Abend brachte ich meine neuen und alten Freunde zu den Damen, wo Barts, durch den Anblick

der Kinder an die seinigen erinnert, anfangs sehr verstimmt war. Als ich verkündete, daß und warum dieser Besuch mein letzter sei, entstand eine plötzliche Stille und eine düstere Verlegenheit umschwebte jede Stirn. Frau v. S. fand zuerst die Sprache wieder und erklärte, mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit sich zu den Fremden wendend, wie es zusammenhänge, daß sechs Damen bei der Nachricht von der Abreise eines jungen Menschen plötzlich verstummt wären; nämlich ich hätte als ein Unbekannter so viel für sie gethan u. s. w. Ich suchte ihr durch Einwendungen den schönen Mund zu verschließen, doch will ich nicht läugnen, daß es mir wohl that, meines Lobes immer mehr von ihr zu hören. „Wir können in unserer jetzigen Lage nichts für Sie thun," sagte sie, »allein wir alle werden Sie nie vergessen! Käme Ihre Abreise nicht so plötzlich — wir hatten uns vorgenommen, Sie zu überraschen — aber es hat nicht sein sollen — nehmen Sie mit unserm innigsten Danke vorlieb!" —

Meine Gefährten waren tief bewegt, mich selbst wollte Wehmuth ersticken. Auch Frau v. S. kehrte sich gegen das Fenster, um ihre Rührung zu verbergen. Sie war jedoch die erste, die sich zu fassen wußte; das Traurigsein, meinte sie, könne hier nichts helfen; wir müßten vielmehr am letzten Abend noch froh mit einander sein, »unsern Feinden zum Possen," setzte sie hinzu, besann sich aber schnell, daß Pineda auch zu der Zahl dieser Feinde gehöre, und machte ihm eine scherzende Entschuldigung. Der gute Pi-

neda, in ihrem Anschauen verloren, wußte nicht einmal, was sie gesagt hatte. Niemand sah sie ungestraft. Sie verband die heiterste Laune mit tiefem Gefühl, Offenheit mit strenger Sittsamkeit, und, mehr noch als Schönheit, zierte Sanftmuth sie. Kurz, sie war eine Leontine, nur weit schöner als die, wenigstens wie der Kupferstich sie zeigt. In Polen geboren, als Kind von acht Jahren nach Rußland gekommen und dort erzogen, hatte sie nachher einen Russen geheirathet. Von ihrer Lippe hörte ich nie eine Klage, doch Eine ihrer Freundinnen verrieth mir, daß sie nicht ganz glücklich sei. — O ihr Männer! — in Wuth kann ich gerathen über mein eigenes Geschlecht, weil in hundert unglücklichen Ehen neunundneunzigmal der Mann die Schuld trägt.

Wir verlebten noch einen freundlichen Abend. Die Speisen, die Frau v. S. uns auftischte, waren nur gering, aber Herzlichkeit würzte das Mahl; ja sogar den ehrlichen Juden, der um Erlaubniß bat, von uns Abschied zu nehmen, wußte sie so lieblich in's Gespräch zu ziehen, daß seine Gegenwart uns weder auffiel noch lästig war. Wir drehten uns ja alle nur um Eine Sonne.

Barts war der Einzige unter uns, der eine Uhr besaß, und leider fiel es ihm ein, sie herauszuziehen. Frau v. S., die Alles gewahr wird, rief verwundert: schon eilf Uhr! Mir und Pineda blieben vor Schrecken die Bissen im Halse. Der Jude bewies jedoch, durch seine große silberne Repetiruhr, die einer Butterbüchse glich, daß es

erst halb zehn sei, und schnell erwachte die Fröhlichkeit wieder, bis endlich doch die gefürchtete Trennungsstunde heran rückte. Düster schlich ich an's Fenster, da flößte Frau v. S. mir neues Leben ein, indem sie mir zuflüsterte: »im Namen unser Aller bitte ich Sie, uns morgen früh noch zu besuchen. Das Abschiednehmen ist eine fatale Sache, allein es muß geschehen, und zwar unter uns.«

Ich blieb nicht aus, obgleich meine Herzbeklemmung mir sagte, ich hätte lieber wegbleiben sollen. Trübe Augen, einsilbige Unterhaltung, drückende Pausen, was konnte ich sonst erwarten! Frau v. S. ermannte sich zuerst, faßte meine Hand, dankte mir nochmals im Namen Aller, versicherte mich ihrer unwandelbaren Freundschaft, und daß es für Alle ein Freudentag sein werde, wenn einst der Himmel uns glücklicher wieder zusammenführe. Ihre letzten Worte wurden immer leiser und gepreßter, Thränen rollten über ihre Wangen und wir Alle schluchzten laut. Wie ich endlich auf die Straße gekommen bin, weiß ich nicht mehr, doch hörte ich noch die süße Stimme mir nachrufen: »Wenn Sie uns schreiben können, so thun Sie es, wir werden Ihnen antworten.« Ich irrte noch lange auf den Straßen umher, um mein verweintes Gesicht in Ordnung zu bringen.

Als ich mit Pineda zu Barts kam, machte ich die Bekanntschaft des schon erwähnten originellen Titularraths, dessen Kostüm schwerlich errathen ließ, zu welcher Nation er eigentlich gehöre. Da es ihm an Bekleidung

fehlte, so hatte er sich auf die sinnreichste Weise von der Welt aus lauter Tuchrändern, die er in den Tuchläden aus Mitleid umsonst erhalten, eigenhändig eine Jacke und Beinkleider zusammen genäht, die freilich sehr bunt waren, auch hie und da Säcke bildeten, aber doch den Zweck erreichten, und nicht allein seine Blöße deckten, sondern auch vor Wind und Wetter schützten. Zu diesem Staat gehörte noch eine Mütze aus demselben Stoff von denselben kunstreichen Händen verfertigt — es war unmöglich, ihm nicht in's Gesicht zu lachen. Er glich einem halbgefüllten Luftballon. Dabei spuckte er immer um sich, wie ein zorniger Kater. Für ihn brachten die Gensd'armen einen sogenannten Leiterwagen, den er aber, weil es an Leuten fehlte, selbst kutschiren sollte. Brummend wälzte er sich auf das Heufuder.

Nachdem ich den braven Pineda noch einmal an mein beklemmtes Herz gedrückt, stieg ich zu Barts in den Wagen, zwei Gensd'armen, unsere Begleiter, schwangen sich auf die Pferde und wir verließen Wilna — wie ein vertriebener Fürst, dem blos der Hofnarr treu geblieben (meinte Barts); nur Schade, daß unser Hofküchenwagen nichts als Heu enthielt.

Fünftes Kapitel.

Transport nach Tilsit.

Unserer Marschroute zufolge sollten wir von drei zu drei Meilen frischen Vorspann und gehörige Verpflegung erhalten. Das war aber nur pro forma hingeschrieben, denn man wußte in Wilna sehr gut, daß auf dem ganzen Wege weder ein Pferd, noch ein Stück Brot zu finden waren. Zum Glück hatte Barts mit einigen Lebensmitteln sich versorgt, die wohl bis Kowno auslangen konnten, da wir in fünf Tagen dort eintreffen mußten. Der Herr Titularrath witterte unsern Vorrath bald, war immer äußerst höflich, wenn er hungerte, und gleich wieder grob, wenn er sich satt gegessen hatte.

Wir übernachteten gewöhnlich in öden Häusern an der Straße, wenn nicht die verpestete Atmosphäre von krepirten Pferden uns vertrieb. Leider geschah das oft, denn die Franzosen selber gestanden, daß zwischen Wilna und Kowno deren bei Tausenden lägen. Die Ursache dieses Hinsterbens soll das rohe Korn gewesen sein, welches die Kavallerie von den Feldern mähte, und in Ermangelung des Heues den Pferden vorwarf, wodurch, wenn sie darauf soffen, ihre Magen ungeheuer aufgeblasen wurden.

Der gräßliche Gestank brachte uns größtentheils um den Genuß der wirklich herrlichen Gegenden, weil wir uns

beständig in den Hintergrund des Wagens zurückziehen mußten, um nicht ohnmächtig zu werden. Die Gensd'armen strichen jedesmal im Galopp an solchen Stellen vorüber, um schnell aus der verpesteten Luft zu kommen. Wenn der Herr Titularrath vor uns herfuhr, wie bisweilen geschah, so hatten wir an ihm den sichersten Telegraphen. Fing er an zu spucken, so war es Zeit, das Schnupftuch zur Hand zu nehmen; fuhr aber plötzlich die bunte Mütze tief in's Heu, so hielten wir schnell die Nasen zu.

Täglich begegneten wir einer Menge von Truppen, welche sich Lorbeeren und — Schläge holen wollten. Es war possirlich anzusehen, wenn so ein halbes Regiment, an Stellen, wo Aas lag, gebückt mit zugehaltenen Nasen vorüber hüpfte. Aber eines Zuges muß ich erwähnen, der die prahlerische Ungroßmuth der Franzosen offenbart. Mehrere Offiziere nämlich riefen, sobald sie russische Gefangene erkannten, ihren Leuten zu: toujours en avant, braves soldats! jusqu'à Moscou! (immer vorwärts, ihr braven Soldaten! bis nach Moscau!) Pfui des Menschen, der Unglückliche so verhöhnen kann!

So lange nur Franzosen uns begegneten, wurde der spuckende Herr Titularrath durch ihre Spöttereien nicht verwundet, denn er verstand kein Französisch; am Ende kamen aber auch deutsch-französische Truppen, die ihn für einen Bajazzo erklärten, und nicht selten mußten die Gensd'armen ihn aus einem hohnlachenden Kreise retten. Zu-

letzt konnte er sich auch nicht mehr in's Heu verbergen, denn es ging zu Ende und er saß auf den kahlen Bretern.

Den Tag vor unserer Ankunft in Kowno hätten wir bei dem Städtchen Rumschischeck, welches schon an der Memel liegt, beinahe den Hals gebrochen. Auf einem mit Balken stufenweis belegten Berge konnten die, nach polnischem Gebrauche nur durch eine dünne Leine regierten Pferde den Wagen nicht halten, er hüpfte wie eine Bachstelze von einem Balken auf den andern, der Junge fiel herunter, Barts und ich tanzten wie Marionetten, bis endlich zwei Pferde stürzten, der Wagen umschlug, mein Gefährte rechts und ich links hinausgeschleudert wurde. Ich kam zum Unglück unter den Wagen zu liegen, die ganze Last ruhte auf mir, ich litt unsägliche Schmerzen und glaubte wenigstens ein Bein gebrochen zu haben. Ich kam jedoch mit blauen Flecken davon und hinkte blos einige Tage. Unterdessen thronte die Narrenmütze noch oben auf dem Berge und beschaute ganz gleichgiltig die schöne Gegend. Als wir ihn ärgerlich darob zur Rede stellten, gestand er sehr aufrichtig, er habe blos gefürchtet, die Branntweinflaschen möchten Schaden leiden. Das letztere war leider auch geschehen. Wir verloren zwei Bouteillen, in unserer Lage ein Schatz. Mit dem Ueberrest wuschen wir unsere Quetschungen, wozu der Herr Titularrath gewaltig scheel sah. Es geschah in einem Hause, wo schon französische Offiziere standen, die uns aber gern ein Zimmer räumten.

Sie hatten sich, wie häufig geschah, unter allerlei Vorwand von der großen Armee getrennt und gingen entweder nach Königsberg zu dem Reservecorps, oder wohl gar nach Hause. Mit zweien derselben, den liebenswürdigsten und gebildetsten, die mir noch vorgekommen waren, verplauderte ich einen angenehmen Abend. Sie schienen zu ahnen, was nachher sich zutrug, und waren so gescheit, bei Zeiten auszuweichen.

Den majestätischen Memelstrom mit seinen romantischen Ufern verloren wir nun bis Kowno fast nicht aus dem Gesichte. Der Anblick der Stadt selbst mit ihren zierlichen Thürmen und die Menge Schiffe mit bunten Wimpeln machte einen sehr angenehmen Eindruck, besonders auf mich, der ich ein halber Seemann bin. Die von den Franzosen in der Eile aufgeworfenen Festungswerke nahmen sich zwar in der Ferne auch recht artig aus, raubten jedoch in der Nähe der sonst freigelegenen Stadt die Aussicht.

Wir fuhren gerade zum Kommandanten und augenblicklich war unser Wagen von neugierigen Christen und Juden umringt, welches unsern Titularrath dermaßen ereiferte, daß er ihnen seine dicke Zunge entgegenstreckte. Bravo! riefen die lachenden Zuschauer.

Der Herr Kommandant, ein steifer Anhänger Buonaparte's, gab uns eine elende Stube, und wir mußten noch Gott danken, daß er uns das freie Umhergehen nicht ver-

bot. Gegen Abend besuchten uns in aller Stille mehrere Juden mit traurigen Gesichtern und erzählten uns die Einnahme von Moskau, die ich bezweifelte, bis ich auch den schrecklichen, bewunderungswürdigen Brand erfuhr, welchen angelegt zu haben anfangs die Franzosen sich bis zum Ekel rühmten, und nur erst, als sie begriffen, daß dieser Brand sie alles Unterhalts beraubt hatte, mußten die Zeitungen ausschreien: Ces barbares du Nord qui ne savent defendre leur pays, qu'en brulant leur capitale! (Diese nordischen Barbaren, die ihr Vaterland nicht anders zu vertheidigen wissen, als indem sie ihre Hauptstadt in Asche legen.)

So oft wir uns auf den Straßen zeigten, wurden wir zwar von Neugierigen begafft, nie aber näherte sich Einer, um uns ein Wort des Trostes zuzusprechen; deshalb erstaunten wir eines Tages nicht wenig, als ein zierliches Kammermädchen uns eine Einladung zum Thee von ihrer Gebieterin brachte, indem sie zugleich ihre Wohnung uns bezeichnete. Wir vermutheten fast ein galantes Abenteuer, fanden auch eine schöne junge Frau, aber krank im Bette, die uns blos ihre Leiden klagen wollte, weil sie von ihrem Manne, einem Polen, getrennt war, der einen wichtigen Posten bekleidet hatte, und dem man russischer Seits wohl nicht recht trauen mochte, denn man hatte ihm befohlen, während des Krieges in einer andern russischen Provinz sich aufzuhalten. Seine junge Frau hatte er, bei dem schnellen Vorrücken der Franzosen, zurück lassen müssen,

und die Polen, die so gern für Rußland nachtheilige Gerüchte verbreiten, hatten ausgesprengt, er sei gefangen oder wenigstens nach Siberien geschickt worden. Von uns wünschte nun die arme, mit der innigsten Liebe an ihrem Gatten hängende Frau eine tröstlichere Nachricht zu erhalten, und lebte wieder auf, als wir sie durch tausend Gründe überzeugten, daß sie für das Leben ihres Mannes nichts zu fürchten habe. Wir verließen sie beruhigt und von ihrem Segen begleitet.

In Kowno wurden unsere französischen Gensd'armen gegen polnische vertauscht, und man kündigte uns an, da kein Vorspann zu haben sei, so würden wir uns gefallen lassen, zu Schiffe bis Tilsit zu gehen. Mir, einem alten Seevertrauten, war das willkommen, nicht so dem armen Barts, der krank zu werden fürchtete und seinen Wagen à tout prix verkaufen mußte; noch weniger dem Herrn Titularrath, der die drei Tage in Kowno verschlafen und versoffen hatte und nun jammerte, daß man ihn ersäufen wolle.

Der Chef der Gensd'armerie war so gütig, uns vor der Abfahrt mit einem kräftigen Frühstück zu bewirthen, welches der Herr Titularrath durch glaubwürdige Erzählungen von Auerochsen und von einem Froschregen, den er erlebt haben wollte, dermaßen würzte, daß wir lachend verdauten. Mehrere Stellmacher wurden herbeigerufen, um den unnütz gewordenen Wagen zu kaufen; da sie aber

sämmtlich kaum den halben Preis für das daran befindliche Eisen boten, so entschloß unser rechtlicher Wirth sich selbst, ihn zu behalten; zahlte freilich auch nur fünfzehn Silberrubel dafür, aber doch immer dreimal mehr, als irgend Jemand in Kowno dafür geben wollte.

Die Schiffe, von welchen wir Eines uns aussuchen durften, waren Proviantschiffe, die mit Munition aus Tilsit die Memel herunter gekommen, und, da sie leer zurückgingen, Blessirte, Gefangene u. s. w. an Bord nehmen mußten. Ich wählte einen Schnellsegler. Zwar läugnete der Kapitän, um keine Passagiere zu bekommen, diese Eigenschaft ab, allein ich hatte mich nicht geirrt, auch hatte zufällig dieses Schiff die schönste Kajüte, und der Kapitän war ein braver Mann. Zum Ersatz durfte er, außer uns, auch nur noch fünfzehn Soldaten mitnehmen, während die andern fünfundzwanzig bis dreißig einschiffen mußten. — Bei dieser Gelegenheit besahen wir auch die, in der That sehr schöne Brücke, welche die Franzosen über den breiten Fluß gebaut hatten; ich prophezeite jedoch sogleich, daß sie den Eisgang im Frühjahr nicht aushalten würde, und meine Prophezeihung ist leider wahr geworden.

Nachdem wir unser kleines Gepäck in Ordnung gebracht, nahmen wir noch Abschied von der kranken Dame, die seit vielen Wochen zum ersten Mal geschlafen hatte und, unserer Zusicherung vertrauend, ruhig und hoffnungsvoll an ihren Gatten dachte. Sie beschenkte uns mit einem

Korbe voll Lebensmittel, Wein und Branntwein, Dinge, die in Kowno unbezahlbar waren. Gott hat es ihr vergolten; denn ich habe erfahren, daß sie glücklich wieder mit ihrem Gemahl vereinigt worden.

Nachmittags trennten wir uns von dem Chef der Gensd'armerie, einem so wackern Manne, der uns so schonend behandelt hatte, daß wir seiner uns zeitlebens mit dem innigsten Danke erinnern werden. Er begleitete uns bis an das Schiff, wir lichteten die Anker, der Wind war günstig, der Strom hilfreich und bald sahen wir nur noch die Thurmspitzen von Kowno.

Barts und ich bewohnten die kleine Kapitäns-Kajüte, wo höchstens vier Menschen sitzen und drei schlafen konnten. Der Herr Titularrath blieb sammt den Gensd'armen in der größern Matrosen-Kajüte, die luftiger war. Den Raum zwischen beiden, den sonst Waren füllen, nahmen dreizehn Blessirte aus verschiedenen Regimentern und Nationen ein. In der Mitte desselben stand der Herd, an dem höchstens zwei kleine Kessel Platz hatten, und an dem die Soldaten in den schon kalt werdenden Nächten sich wärmten. In Kowno hatte Jeder auf sechs Tage Proviant bekommen, täglich ein Pfund Fleisch, anderthalb Pfund Brot und einen Schnaps. Durch die Güte der kranken Dame hinlänglich versorgt, überließen wir unsere Portionen den Gensd'armen. — Der Herr Titularrath, in den Wäldern grau geworden, konnte lange nicht begreifen, wozu

die Segel da wären, meinte, es wären bloße Zierrathen, und befahl seine Seele dem lieben Gott, so oft etwa ein Windstoß das Schiff unsanft auf die Seite warf. Uebrigens hatte ich Ursache, mir zu der Wahl des Schiffes Glück zu wünschen, denn wir segelten alle die andern vorbei und warfen Abends zuerst die Anker, weil man, der vielen Sandbänke und des engen Fahrwassers wegen, nur bei Tage den Strom beschiffen kann.

Am andern Morgen war der Wind conträr, wir mußten laviren, welches auf der Memel nur durch Hilfe des Stromes möglich ist. Das beständige Hin- und Herwenden des Schiffes machte den Aufenthalt auf dem Verdeck sehr unangenehm; man wurde hin und her gestoßen, und der Herr Titularrath fiel, trotz seines Hasses gegen die Franzosen, bald diesem, bald jenem in die Arme. Außer mir wurden Alle krank; ich war also der einzige Glückliche, der dem Speisekorbe zusprechen konnte, bis nach zwei Tagen, bei stillem Wetter, die Genesenen mit verdoppeltem Hunger d'rüber herfielen. Der Branntwein ging uns aus. Der Kapitän tröstete uns mit der Aussicht, daß wir am andern Tage in der Nähe eines kleinen Städtchens ein Landgut erreichen würden, mit dessen Besitzer er manches kleine Geschäft (nämlich Contrebande) zu machen pflege. Wir ankerten bei jenem Städtchen, traten mit unsern Gensd'armen an's Land, wurden von neugierigen Juden begafft und angeschrien, betraten bald einen angenehmen Fußsteig, der nach dem Edelhofe führte, wurden von we-

delnden Hunden und endlich von dem Herrn selbst begrüßt. Er sowohl, als seine Gattin, von unsern Abenteuern unterrichtet, empfingen uns mit vieler Güte, und bewirtheten uns gastfrei. Unser Titularrath war nicht in der besten Laune angekommen, denn der Wind nahm ihm auf dem Hofe seine prächtige Mütze, und sie wurde eine Zeit lang ein Spiel der jungen Hunde; allein der Punschnapf heiterte ihn schnell auf; er griff nach einer an der Wand hängenden Violine, spielte, zu Aller Verwunderung und Vergnügen, recht artig, und fand durch unser Lob sich so geschmeichelt, daß er sogar zu tanzen anfing und uns durch allerlei Späßchen belustigte. Gegen Abend kam auch der Schiffer. Es wurde gesungen, gesprungen, geplaudert, als ob wir schon alte Bekannte wären. Nach Regen folgt Sonnenschein, sagt das Sprichwort, oft ist es auch umgekehrt.

Wir saßen noch bei der wohlbesetzten Abendtafel, als plötzlich vier Soldaten von unserm Schiffe hereintraten, vermuthlich von Hunger und Durst getrieben, nicht um Erlaubniß fragten, nicht einmal die Mützen rührten, sondern ohne alle Komplimente sich an unserm Tische lagerten und laut nach Schnaps riefen. Der Edelmann sagte ihnen ganz höflich, hier sei kein Wirthshaus; doch würde er ihnen wohl einen Schnaps vorgesetzt haben, wenn sie sich verständiger benommen hätten, jetzt aber müsse er sie ersuchen, sein Haus sogleich zu verlassen; er wolle ihnen einen Wegweiser mitgeben, der ihnen die Schenke unten

im Städtchen zeigen solle. »Ei was Städtchen! hier gefällt es uns und hier bleiben wir. Die Russen können Sie wohl traktiren, aber für uns, die wir doch für Ihre Freiheit fechten, ist Niemand zu Hause.« »Die Russen bezahlen mir einen Dukaten per Mann, könnt ihr das auch geben?« »Die Russen sind Narren, wenn sie bezahlen. Wir müssen dasselbe umsonst haben, und gleich auf der Stelle.« »Und ich werde meine Leute rufen und Sie auf der Stelle hinauswerfen lassen.« »Was? Sie unterstehen sich, französische blessirte Soldaten zu mißhandeln? das wollen wir sehen!« Dabei saßen die ungezogenen Menschen immer mit den Mützen auf dem Kopfe, und fluchten auf die gemeinste Weise. Endlich verlor der Edelmann die Geduld, nahm den Redner beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. Die andern, die ihm zu Hilfe eilen wollten, wurden von unsern Gensd'armen auf gleiche Weise expedirt. Das Treffen würde sich auf dem Hofe erneuert haben, wenn nicht die Bedienten zwei Kettenhunde losgelassen hätten, welche die unverschämten Gäste vollends in die Flucht jagten.

Indessen war unsere Freude gestört, denn wir befürchteten schlimme Folgen. Mit schwerem Herzen beurlaubten wir uns bei unserm gastfreien Wirthe. Es war sehr dunkel, des Schiffers Blendlaterne beleuchtete unsern Pfad. Die dicke Finsterniß mochte auch wohl den geschlagenen Feind abgehalten haben, Succurs zu holen und das Schloß zu stürmen.

Am Strande fanden wir unser Boot nicht mehr; die Soldaten hatten es am Schiff behalten, und die dazu gehörigen Matrosen, unter der Bedrohung, sie zu binden, gezwungen, in die Kajüte zu kriechen. Wir riefen, Niemand antwortete. Nur einige Stimmen hörten wir, die leise gegen einander disputirten. Der Kapitän fing an, auf gut seemännisch zu fluchen, da fiel plötzlich ein Schuß, und eine Kugel streifte die Laterne, die er in der Hand hielt. Diese Niederträchtigkeit versetzte uns dermaßen in Wuth, daß wir darüber der Furcht vergaßen, auf eine so heimtückische Weise das Leben zu verlieren. Wir tobten und drohten, sogleich die ganze Stadt in Allarm zu bringen, dann würden sie dem Galgen nicht entrinnen. Die schlafenden Matrosen hatte der Schuß gleichfalls auf die Beine gebracht, sie zankten mit den Soldaten und wollten das Schiff sogleich verlassen, wenn man uns nicht an Bord nähme. Nach langem Streiten und Fluchen hörten wir doch endlich, daß zwei Menschen in das Boot sprangen und zu uns herüber ruderten. Kaum waren wir eingestiegen, so fielen abermals zwei Schüsse, doch dieses Mal vermuthlich nur blinde, um uns zu schrecken, denn wir hörten keine Kugeln pfeifen.

Als wir näher kamen, schrien sie uns zu, die Gensd'armen und die Russen sollten sich nicht unterstehen, an Bord zu kommen. Ich rief: unmöglich könnten Soldaten, die dem großen Napoleon dienten, wehrlose Gefangene mißhandeln; überdies wären wir ja Kriegskameraden,

und, wenn sie sich beleidigt glaubten, stets bereit, ihnen als Männer von Ehre Genugthuung zu geben. Das wirkte denn doch so viel, daß sie uns herauf steigen ließen. Oben entstand nun wieder ein langer Zank über Recht und Unrecht, der gewiß abermals mit Thätlichkeiten geendigt hätte, ohne den Schwur, den der Kapitän dazwischen donnerte, daß er in diesem Falle augenblicklich das Schiff verlassen werde. Ueber die Gensd'armen waren sie am meisten erboßt, und beschlossen, am andern Tage Gericht über sie zu halten. Daß die Franzosen betrunken waren, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Am Morgen erhub sich neuer Lärm. Die Gensd'armen hatten wie gewöhnlich ihre Suppe am Herde kochen wollen, allein ihr Kessel wurde herunter und einer derselben unsanft aus der Kajüte geworfen. Bisweilen ließen die Unbändigen sich von mir zurechtweisen, weil ich doch eine Uniform und ein Ordenskreuz trug, bisweilen sagten sie aber auch mir derbe Sottisen (wiewohl mit der Hand an der Mütze), die ich oft verschlucken mußte, wenn ich nicht in Gefahr kommen wollte, über Bord geworfen zu werden. In dieser gespannten Lage hatten wir noch obend'rein widrigen Wind. Barts blieb in der Kajüte. Als Civilperson wollte er sich in nichts mischen.

Mittags konnten wir unsere Suppe nicht genießen, denn die Kerls hatten ein paar Hände voll Pulver hineingeschüttet, und lauschten mit schadenfrohem Gelächter

durch die Fugen unserer Breterwand, und fragten höhnisch, ob wir guten Appetit hätten? Den Gensd'armen war es eben so ergangen; was blieb uns übrig? Die Menschen zur Vernunft zu bringen, mußten wir die Hoffnung aufgeben; die übrigen Schiffe waren zu weit hinter uns geblieben, um ihren Beistand requiriren zu können; es schien uns daher das Klügste, das Schiff zu verlassen.

Zum Glück hatten wir, als Abends um neun Uhr Anker geworfen wurde, einen schönen Edelhof in der Nähe, dessen Besitzerin, eine polnische Gräfin, laut der Versicherung unseres Kapitäns, eine sehr wohlthätige Frau sein sollte. Es war so dunkel, daß nur die flimmernden Lichter in der Ferne uns den Weg andeuteten. Der Herr Titularrath schlief so fest, daß nur Barts und ich, nebst unseren Gensd'armen den Gang antreten konnten. Die Lichter, unsere Wegweiser, verschwanden bald, weil wir uns in einem Garten befanden, wo nur die mit weißem Sand bestreuten Gänge und das Bellen der Hunde unsere Führer waren. Endlich, nach manchem Schneckengewinde durch den Park, schimmerten die Lichter uns wieder hell entgegen, und wir standen an einer verschlossenen Gartenthür. Ein schreckliches Hundegebell verkündete unsere Ankunft. Wir pochten lange. Viele Laternen bewegten sich auf dem Hofe hin und her, vereinten sich in eine Gruppe und nahten vorsichtig dem Gartenthore. Auf ein furchtsames Wer da! erzählten unsere Gensd'armen, wer wir wären, wie es uns ergangen, und baten um ein Nachtlager. Unterdessen war im Schlosse

Alles lebendig geworden. Der Sohn vom Hause, von einer Menge Bedienten umgeben, eilte herbei, und als er vernahm, wovon die Rede sei, befahl er, die Thür zu öffnen. Unter einer Begleitung von Sensen und Knütteln wurden wir in's Schloß zu der Frau Gräfin geführt. Wir fingen damit an, wegen verursachter Unruhe um Verzeihung zu bitten, und erfüllten diese Pflicht um so mehr von ganzem Herzen, da ein Paar allerliebste Töchter noch ganz erschrocken mit hochklopfendem Busen da saßen.

Bald machte der Schrecken dem Mitleid Platz. Wir wurden sehr freundlich zur Abendmahlzeit eingeladen, man schlug uns aber zugleich vor, noch in dieser Nacht, wiewohl in gräflicher Equipage, bis nach dem nächsten Städtchen Jurburg zu fahren. Das fiel uns auf. Allein die älteste Tochter zog uns bei Seite, und bat mit der größten Liebenswürdigkeit im Namen ihrer Mutter um Verzeihung, daß sie uns nicht herbergen könne. »Wir sind den Polen verdächtig,“ sagte sie, »man beobachtet uns scharf, weil wir stets an Rußland hingen, und mein Bruder auch in diesem Kriege die Waffen nicht gegen Rußland ergriffen hat. Würden zwei Russen bei uns übernachten, so würden die Polen sogleich irgend eine Verleumdung daraus spinnen, uns wohl gar Verrätherei andichten. Wenn Sie uns einst, und wer weiß, wie bald, in einer glücklichern Lage besuchen, so sollen Sie überzeugt werden, wie sehr wir Ihre Nation schätzen.“ Auf diese freundliche Erklärung ließ sich nur

dankend antworten, und bedauernd, einer so schätzbaren Familie Unruhe verursacht zu haben.

Nach einer köstlichen Abendmahlzeit, wie wir seit vielen Monaten sie nicht genossen hatten und die durch die liebenswürdige Unterhaltung der Töchter gewürzt wurde, fuhren wir Schritt vor Schritt, von einer Laterne begleitet, dem Ufer zu. Auf dem Schiffe lag alles im tiefsten Schlafe und wir hatten wieder Mühe, dem Herrn Titularrath begreiflich zu machen, daß wir gekommen wären, ihn abzuholen. Er ermannte sich endlich und kroch in seine Jacke. Wir nahmen Abschied von dem Schiffer, der einzigen wachenden Person am Bord, und kamen am andern Morgen glücklich nach Jurburg. Hier fanden wir zurückgebliebene kranke russische Offiziere, doch unter ihnen keinen Bekannten.

Schwerlich würde der Kommandant uns Pferde verwilligt haben, wenn wir nicht die Ehre gehabt hätten, von Gensd'armen eskortirt zu werden. Das mochte ihn vermuthen lassen, wir wären wichtige Staatsgefangene, und wir wurden glücklich mit Vorspann weiter geschafft. Von nun an stellten wir uns, als ob wir schon von Kowno aus auf gleiche Weise gereist wären; die Gensd'armen, die in Preußen nur eine stumme Rolle spielen konnten, bekräftigten es durch Kopfnicken, und so fanden wir keine Schwierigkeit.

Man glaubt in eine andere Welt sich versetzt, wenn man aus Lithauen nach Preußen kommt. Niedliche Häuser, schöne Dörfer, häufig kleine Städte lachen den Reisenden

schon von ferne an. Ueberall ehrliche Deutsche, die gern, was sie haben, mit dem Nothleidenden theilen. Eine besonders gute Aufnahme fanden wir bei einem ehrlichen Müller, dessen Namen ich leider vergessen habe. Es war spät Abends, Alles schlief schon, aber ohne Murren verließen Alle die Betten, um uns herzlich zu empfangen. Freundlich wurden wir bewirthet mit allem, was das Haus vermochte, und keiner legte sich eher wieder nieder, bis wir ein niedliches Zimmer mit drei schönen reinlichen Betten in Besitz genommen hatten. Am andern Morgen wurde hundertmal gefragt, wie wir geschlafen? und ob uns auch nichts gemangelt habe? Ein kräftiges Frühstück und ihren Segen gaben die guten Leute uns mit auf den Weg.

Oft näherten wir uns dem Strome, auf welchem, bei widrigem Winde, eine Menge Schiffe schlichen, die, mit Verwundeten und Gefangenen, lange vor uns aus Kowno gesegelt waren. So oft wir ein solches Schiff sahen, dankten wir Gott, daß wir das unsichere Element verlassen hatten. Glücklich erreichten wir Tilsit.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt in Tilsit und Transport nach Königsberg.

Der Kommandant, Rittmeister von Blankenburg — zu dessen Ruhme ich nichts weiter zu sagen brauche, als daß er einst zum Schill'schen Corps gehörte — empfing uns auf das freundschaftlichste und ließ uns sogleich ein gutes Quartier anweisen, das Haus eines reichen Kaufmanns, wo wir in Abraham's Schooß zu sein hofften. Leider war es Einer von Abraham's geizigsten Nachkommen. Da wir jedoch täglich weiter geschickt zu werden erwarten mußten, so lehnten wir das gütige Anerbieten des Kommandanten, unsere Wohnung zu verändern, ab, zumal da wir bei den Bewohnern der Stadt die gastfreiste Aufnahme fanden, und folglich in ökonomischer Hinsicht geborgen waren.

Vor Allem bin ich verpflichtet, für mich und meine Gefährten dem Herrn Oberforstmeister von Ulrich den wärmsten Dank abzustatten; denn in seinem Hause, im Zirkel seiner wackern Familie haben wir glückliche Tage verlebt. Originell war die Art, wie dieser edle deutsche Mann sich uns Fremden ankündigte. Es war am zweiten Tage nach unserer Ankunft, als ein langer Mann mit einem schönen Kopfe und majestätischem Gange zu uns hereintrat. Er trug eine Jagduniform nach altem Schnitt, einen zierlichen Hirschfänger an der Seite, blanke Stiefeln, silberne Sporen.

»Verzeihen Sie, meine Herren,« hub er an, »wenn ich etwa zu früh komme. Das ist so die Stunde, wo ich mir Bewegung mache. Sie kennen mich nicht? ich bin der Oberforstmeister Ulrich. Ich habe von Ihrem Unglück gehört. Einer von Ihnen heißt Kotzebue? den Namen halte ich in Ehren. Ein Grund mehr, um sie aufzusuchen. Hätte aber auch für jeden Andern dasselbe gethan. Ohne Komplimente! die hasse ich, wie die Franzosen, welche Meister darin sind. Also — ihr seid Gefangene — Unglückliche — Ulrich macht ein Haus in Tilsit. Von heute an stehen täglich zwei Kouverts mehr auf meinem Tische. Kommt ihr — gut! Kommt ihr nicht, muß mir's auch gefallen lassen. Um ein Uhr speist Ulrich zu Mittag, um neun Uhr zu Abend. Dies habe ich euch nur sagen wollen, und damit basta! Adieu!«

So ging er wirklich wieder davon, kaum unsere Antwort abwartend. Solch ein Charakter war mir bis jetzt nur in Komödien vorgekommen; ich fühlte, daß er in der Wirklichkeit noch schneller einnimmt. Ohne Bedenken nahmen wir die Einladung des braven Mannes an. Zufällig hatte er nichts von unserem Titularrath gehört, und seine ganze Rede nur an uns gerichtet. Das nahm jener so mächtig übel, daß er mehr als jemals spuckte und sprudelte, den Oberforstmeister gar nicht für seinen Kollegen erkennen wollte, und auch dann nicht einmal hinging, als Herr von Ulrich die Höflichkeit so weit trieb, ihm ausdrücklich einen Besuch zu machen und sein Versehen bestens zu entschuldigen.

Der Herr Titularrath verlor am meisten dabei, denn der ganze Haushalt unsers Gastfreundes trug dessen Charakter. Alles kurz und pünktlich; kein Kompliment, kein Nöthigen, aber Herzlichkeit und Wohlwollen. Während unsers fünftägigen Aufenthalts verdankten wir dieser braven Familie unser geistiges und körperliches Wohlsein. Mit gerührtem Herzen erwähne ich auch noch eines Gastwirths in der Langgasse, der, ohne reich zu sein, mehrere Tage lang fünfzehn gefangene Offiziere unentgeldlich speiste, ja sogar einige derselben mit Wäsche und Kleidungsstücken versah. Am letzten Tage, kurz vor der Abreise, versammelten sich die Offiziere, um feierlich Abschied von ihm zu nehmen. Sie hatten eine Schrift aufgesetzt und sämmtlich unterzeichnet, in welcher sie dankbar erzählten, was dieser Mann an ihnen gethan; ihn dem Schutz der russischen Heerführer empfohlen, im Fall einst russisches Militär in Tilsit einrücken sollte, und am Ende die Bitte hinzufügten, dem Kaiser bekannt zu machen, daß in Tilsit ein Mann lebe, der gegen die russischen Gefangenen sich so edelmüthig bewiesen. Der Abschied war sehr rührend. Selbst einige Fremde, die gerade gegenwärtig waren, konnten sich der Thränen nicht enthalten.

Besondern Dank verdiente auch der Rittmeister von Blankenburg, der den Gefangenen ihr böses Schicksal so viel möglich erleichtert hat. Er war einer von den seltenen Kommandanten, mit welchem sowohl die Einwohner als das Militär zufrieden waren, welches schwer zu erlangen

ist. Mit den französischen Soldaten machte er keine Umstände; trug ein Bürger eine gerecht befundene Klage gegen sie vor, so bestrafte er sie derb. Offiziere, die sichs herausnahmen, mit dem Hut auf dem Kopfe in seine Kanzlei zu treten, warf er selbst zur Thür hinaus, bot ihnen aber auch gleich Satisfaction an, wenn sie sich etwa beleidigt glaubten. Auf solche Weise hatte er sich gewaltig in Respekt gesetzt.

Jetzt wäre es uns ein leichtes gewesen, die Bestrafung jenes rohen Haufens zu fordern und zu erlangen, der uns vom Schiff vertrieben hatte und drei Tage nach unserer Ankunft in Tilsit landete, allein wir begnügten uns, sie in Gegenwart des Kommandanten tüchtig herunter zu machen, worauf ihnen die Strafe erlassen wurde.

Ich muß noch eines Fleischers von Tilsit erwähnen, eines großen baumstarken Mannes, der — so sehr in ganz Europa jeder Hausbesitzer vor Einquartierung zitterte — es ordentlich übel nehmen konnte, wenn er einige Tage ohne Einquartierung blieb, weil es ihm ein besonderes Vergnügen machte, impertinente Franzosen zur Raison zu bringen; auch hielten solche es selten länger als vierundzwanzig Stunden bei ihm aus.

Hofrath Barts, der Titularrath und ich schlossen uns jetzt an die übrigen Gefangenen, deren fünf, auch sechs bei einander auf einem Wagen saßen, und durch ihre verschiedene, oft burleske Kleidung seltsame Gruppen bildeten. Wir

drei blieben beisammen und wählten noch zwei von den gefangenen Offizieren zu unsern Gesellschaftern. Zwei wackere schwarze Husaren hatten unsere polnische Gensd'armen abgelöst.

Als wir eben aufbrechen wollten, kam ein Ingenieurlieutenant, der bei dem Bau eines Brückenkopfes angestellt war und dessen Bekanntschaft ich schon bei dem braven Oberforstmeister gemacht hatte. Er brachte uns noch eine, von guten Menschen zusammengelegte Unterstützung. Der deutschen Sprache unkundig, konnten die wenigsten ihm mündlich danken; um so deutlicher sprachen die nassen Augen, das Schütteln der Hände. Der edle junge Offizier war selbst sehr bewegt und entfernte sich schnell.

Wir bedurften in diesem Augenblicke um so mehr des Trostes, da eben die Nachricht von der Einnahme von Moskau sich bestätigt hatte. Da herrschte eine Todtenstille und die kummervollen Gesichter wurden noch blässer. Manche hatten ihre Eltern und ihr ganzes Vermögen dort. Daß letzteres ein Raub der Flammen geworden, war gewiß, und sie fügten sich darein, daß sie aber über das Schicksal der Ihrigen in Ungewißheit bleiben mußten, beklemmte ihre Herzen unaussprechlich. Diejenigen, die nicht aus Moskau waren, suchten Alles hervor, um ihre zweifach unglücklichen Kameraden zu trösten. Einer derselben, ohnehin kränklich, wurde so heftig von der Unglücksbotschaft angegriffen, daß er nicht im Stande war, die Reise mitzu-

machen, sondern zurück in's Hospital gebracht werden mußte, wo er bald darauf starb. In seinen letzten Tagen soll er nichts mehr gesprochen haben, als die Worte: »o meine armen Eltern! mein unglückliches Vaterland!«

In trüber Stimmung setzte sich der Zug vor der Wohnung des Kommandanten in Bewegung. Wir mußten vor dem Wirthshause vorbei, dessen großmüthiger Besitzer die Russen so hoch verpflichtet hatte. Schon als wir noch ferne waren, entstand ein Gemurmel, ein Fingerzeigen, und als wir näher kamen, riefen Alle: halt! halt! sprangen ab, fielen dem Wirth in die Arme, wollten von dem eben empfangenen Gelde ihm wenigstens einen Theil ihrer Schuld abtragen, fanden jedoch den ernstlichsten Widerstand und mußten ablassen, um den edlen Mann nicht zu beleidigen. Er ließ es sich vielmehr nicht nehmen, uns Alle nochmals mit einem reichlichen Frühstück zu bewirthen. Die vielen Neugierigen, die uns umringten, segneten ihn gleich uns, und so verließen wir Tilsit, von den widersprechendsten Empfindungen bald gerührt, bald gequält.

Es war ein kühler Herbsttag, und, da unsere Garderobe nicht geeignet war, uns zu erwärmen, so nahmen wir nicht selten unsere Zuflucht zu den schönen Wirthshäusern, wo wir sammt unsern schwarzen Husaren, uns dermaßen begeisterten, daß wir uns erlaubten, auf einzelne uns begegnende Franzosen zu schimpfen, ja die Husaren fuchtelten sie sogar aus dem Wege. Die Straße war besät mit solchen

Nachzüglern, mitunter auch Kavalleristen, die man jedoch nur daran erkannte, daß sie selbst die Sättel trugen, denn Pferde hatten sie nicht, und die wenigen, die deren noch hatten, mußten sie führen, schleppen, stoßen.

So fuhren wir nun von einem Etappenort zum andern, wurden, wenn es dunkel wurde, in verschiedene Quartiere verlegt, und hatten es gut oder schlecht, je nachdem die Wirthe reich oder arm, höflich oder grob waren.

Einmal begegnete uns ein Bataillon von Sachsen-Weimar. Diesen braven Leuten sah man es deutlich an, daß sie wider Willen gegen das Vaterland ihrer vergötterten Fürstin zogen. Als sie uns für Russen erkannten, bewiesen sie uns durch ihre Geberden herzliche Theilnahme an unserm Unglück; wir sahen uns noch oft mit Wehmuth nach ihnen um, sie auch nach uns.

Am dritten Tage erreichten wir Tapiau, wo wir Rasttag halten sollten. Hier lernte ich die Einrichtung der bons kennen, die mir sehr gefiel. Jeder Gefangene bekam täglich eine Portion Brot und Fleisch. Statt aber genöthigt zu sein, müde von der Reise stundenlang von einem Magazin zum andern zu laufen, um diese Lebensmittel zu empfangen, erhielt er bei seiner Ankunft vom Kommandanten ein bon auf Fleisch und Brot, dieses brachte er seinem Wirthe und bekümmerte sich weiter um nichts.

Die vielen Durchmärsche hatten aus Tapiau alle Pferde mit fortgenommen, so daß uns keine Aussicht blieb,

früher als in fünf Tagen weiter transportirt zu werden. Das war uns allen höchst unangenehm. Allein der Hofrath bat und erhielt vom Kommandanten die Erlaubniß, einen eigenen Wagen bis Königsberg zu miethen; der hatte nur Platz für uns beide, der Titularrath tobte jedoch so lange, bis ihm verstattet wurde, hintenauf zu sitzen. Die lehmichten Wege waren so abscheulich, daß wir, noch eine Viertelmeile von Königsberg, das Vergnügen hatten, umzuwerfen, und sämmtlich, von der Scheitel bis zur Ferse in ein grundloses Lehmloch getaucht, menschlichen Wesen kaum mehr ähnlich sahen. Darum erschrack auch der Thorschreiber dermaßen, daß er das Visitiren vergaß, und die Straßenjungen liefen uns jauchzend nach. Der Hofrath und ich ergriffen die klügste Partie, das heißt, wir lachten; der Herr Titularrath aber zog durch sein Schimpfen und Spucken die Aufmerksamkeit noch mehr auf sich. Seine Mütze verschaffte ihm die Ehre, für einen Baschkiren gehalten zu werden, und der lachende Pöbel wunderte sich, daß ein Baschkire auf deutsch schimpfen könne. Manche Mütter zogen ihre Kinder ängstlich an sich, damit sie nicht gefressen würden.

Von Lehm triefend, stiegen wir aus, und verfügten uns nach der Municipalität, wo wir Quartierbillete erhielten. Allein zum ersten Male wurde ich hier von Barts getrennt, weil ich nur ein Subalternoffizier war und folglich auf kein so gutes Quartier als er Anspruch machen konnte. Vergebens baten wir dringend, uns beisammen

zu lassen, die Herren hielten streng an ihrer Ordnung. Hingegen wurde mir das Vergnügen zu Theil, mit dem Herrn Titularrath zwar nicht in Ein Zimmer, aber doch in Ein Haus einlogirt zu werden, wohin ein flinker Knabe uns führte. Ein altes Mütterchen, welches nach langem Klopfen die Thür öffnete, erschrack nicht wenig, als mein Gefährte ihr sein Quartierbillet unter die Nase hielt. Zwar erholte sie sich bald von ihrem Schrecken, als sie bemerkte, daß es den Bewohnern des obern Stockwerks gelte; allein nun zeigte ich auch das meinige vor und da verdoppelte sich ihre Angst. »Ei du mein Gott! wo sollen wir denn ein Zimmer für einen solchen Schmuzpelz hernehmen?" mit diesen Worten begrüßte sie mich. Freilich hatte sie nicht Unrecht, denn nach der Reinlichkeit im Vorhause zu urtheilen, durfte ich vollends in die Zimmer mich nicht wagen. Indessen brachte ich es doch durch rührende Vorstellungen so weit, daß sie, nachdem sie mit einer Art von Besen mich ein wenig gestriegelt hatte, mir das Vorzimmer öffnete.

Die Besitzerin des Hauses, eine reiche Gräfin Dohna, war zu meinem Unglücke auf dem Lande; eine Trauerbotschaft für meinen leeren Magen, denn die Alte versicherte, die Frau Gräfin habe alle Schlüssel mitgenommen, und es würde im Hause gar kein Feuer angezündet. Eben so ging es dem Titularrath oben, der, in eines abwesenden Generals Zimmer, viele mit Orden gezierte Portraits fand, die ihn recht freundlich ansahen, ihm aber nichts zu essen gaben.

Da es schon spät war, so mochte ich nicht mehr ausgehen, und wollte mir diesmal den Hunger durch Schlaf vertreiben; aber das Herz der Alten wurde doch endlich durch meinen traurigen Anblick gerührt, und siehe da, sie fand die Schlüssel zur Speisekammer.

Am andern Morgen suchte ich den braven Buchhändler Nicolovius auf, einen Freund meines Vaters, der mich sehr gütig empfing, mir zwar leider keine gehoffte Nachricht aus meiner Heimath mitzutheilen wußte, mich hingegen angenehm überraschte, indem er mir erzählte, daß der allgemein geliebte und geehrte Konsistorialrath Krause durch seine Gattin ein Verwandter von mir sei, der auch bereits der Quartierkommission angesagt habe, wenn ich käme, mich in seinem Hause einzuquartieren. Dort war es vergessen worden, vermuthlich über dem Schrecken beim Anblick des vermeinten Baschkiren.

Herr Nicolovius war so gefällig, mich zu meinem Vetter zu begleiten, wo ich — mit der dankbarsten Rührung erinnere ich mich dessen — als Sohn vom Hause aufgenommen und behandelt wurde. Alles, was ich bedurfte, Kleider, Wäsche, Stiefeln, Alles wurde herbeigeschafft, und das liebevolle Betragen des edlen Paares gab den reichlichen Geschenken doppelten Werth. Von nun an schien der Segen des frommen Krause auf mir zu ruhen, denn von nun an ging es mir besser, wenigstens habe ich mit Hunger nicht wieder zu kämpfen gehabt.

Hier in Königsberg fand ich auch den Major Switschin, der zwei Tage früher als ich gefangen wurde, und — zu meiner noch größern Freude — meinen alten Freund, den Rittmeister v. Hüne, den ich seit Jahren nicht gesehen und nicht einmal wußte, daß er wieder in Diensten sei. Dieser brave junge Mann hatte sich in Riga als Freiwilliger gemeldet, es war ihm sogleich eine Escadron Husaren anvertraut worden, an deren Spitze er sich mehrere Male auszeichnete, doch einst zu hitzig auf die feindliche Kavallerie einhieb, ohne zu bemerken, daß seine Leute schon geworfen waren, und, da er durchaus keinen Pardon annehmen wollte, so sank er endlich mit Wunden bedeckt, ohnmächtig vom Pferde, und kam erst in Mietau wieder zur Besinnung, wo die Pflege wohlthätiger Menschen ihm das Leben rettete. Jetzt war er so weit hergestellt, daß er herumgehen konnte.

Dieser Freiheit genossen hier alle Gefangene, und, auf wiederholte Vorstellung unserer dürftigen Lage, wurde uns auch ein monatlicher Gehalt ausgezahlt. Da es mir jetzt unter Allen am besten ging — Dank sei es der hilfreichen Güte der Herren Krause und Nicolovius — so hätte ich sehr gewünscht, das Ende meines Unglücks in Königsberg abwarten zu dürfen; als aber die Nachricht eintraf, daß die Franzosen Moskau verlassen und auf der Retirade begriffen wären, so ertheilte der Kommandant sogleich den Befehl, die Gefangenen nach Mainz zu transportiren. Das ging so schnell und die Gensd'armen trie-

ben so eifrig, daß ich kaum von meinen biedern Freunden und Wohlthätern Abschied nehmen konnte. Eiligst wurden meine sieben Sachen zusammengepackt (sie füllten jetzt wieder einen kleinen Mantelsack), und ich begab mich auf den Sammelplatz vor dem Hause des Kommandanten, wo ich den Major Switschin und meinen guten Hüne schon antraf, und mit ihnen verabredete, daß wir auf Einem Wagen sitzen wollten. — Der Hofrath Barts und der Titularrath blieben als Staatsgefangene in Königsberg unter Aufsicht der Gensd'armerie. Später führte man sie nach Danzig.

Der Abschied von Barts ging mir äußerst nahe, denn er war ja der erste, der mir eine hilfreiche Hand bot, als ich von aller Welt mich verlassen glaubte, und wir hatten so manche Noth mit einander getheilt. Der Titularrath hingegen freute sich, daß er in mir einen Plagegeist los würde.

Die gefangenen Offiziere, siebenundzwanzig an der Zahl, bildeten eine sehr bizarre Gruppe. Der Eine in Kosakenhosen, dazu einen Burgemeister-Frack mit großen Stahlknöpfen; der Andere in einer Weibersaloppe mit gewaltigem Schnurrbart. Wer ja noch eine Uniform besaß, dem war sie dermaßen geflickt, daß sie mehr einem Schachbret ähnlich sah. Alles das rauchte und schnapste in Einem fort; der Eine lachte, indessen der Andere bitterlich weinte.

Siebentes Kapitel.

Transport nach Berlin.

Diesmal hatten wir keine Bedeckung, sondern zwei blessirte Offiziere sollten uns bewachen und für alles Nöthige sorgen. Der älteste von ihnen, eigentlich ein Italiener, pflegte beim Essen, beim Schlafengehen, wie beim Fahren sich immer des Ausdrucks vorwärts! zu bedienen, daher die Russen ihn auch nur den Kapitän Vorwärts nannten. Er war übrigens ein braver Mann und lachte mit, wenn über ihn gelacht wurde.

Wenn Einer sich des Morgens auf dem Sammelplatze ein wenig zu spät einfand, so erhielt er einen Verweis vom Kapitän Vorwärts mit den Worten: »Wenn das noch einmal geschieht, so werden Sie keinen Wagen bekommen.« Das gab einst Veranlassung zu einer drolligen Scene. Ein Russe nämlich, der kein Wort Französisch verstand, aber sehr gern lange schlief, hatte schon einigemal diesen Verweis geduldig angehört; endlich wiederholte der Kapitän ihn mit einiger Hitze. Der Russe, die Worte nicht verstehend, aber die Geberden bemerkend, sagte ganz gelassen: „Jerofeitsch befiehlt, nicht hitzig zu werden." Nun muß man wissen, daß es in Rußland eine Art sehr starken, wohlschmeckenden Kornbranntwein gibt, der Jerofeitsch genannt wird, und daß die Russen im

Sprichwort sagen, wenn sie ein paar Streitende besänftigen wollen: »Jerofeitsch befiehlt, nicht hitzig zu werden.« Der Kapitän aber meinte, der Gefangene berufe sich auf einen andern, der noch länger geschlafen habe, als er, und erwiderte: »Ei was! meine Herren, ich mache keinen Unterschied unter Ihnen; wenn Monsieur Jerofeitsch zu spät kommt, so erhält er auch keinen Wagen.« Er wunderte sich nicht wenig, als er Alle, die beide Sprachen verstanden, in ein unmäßiges Gelächter ausbrechen sah, und es währte lange, ehe wir ihm den Mißverstand aufklären konnten.

Einförmig war unsere Reise über Braunsberg und Elbing bis Marienburg, wo wir leider schlechte Quartiere und keine Pferde fanden. Wir besuchten das alte Ritterschloß, bewunderten die riesenmäßige Bildsäule von Holz, schlenderten die einzige Straße auf und ab, beklatschten am andern Tage einen schlechten Taschenspieler, langweilten uns noch einige Tage, und erreichten endlich am vierten das niedliche Marienwerder. Hier ereignete sich der angenehme Zufall, daß mein Freund Hühne einen preußischen Major antraf, welcher, mit ihm in derselben Affaire verwundet, auch als Kranker mit ihm in einem Zimmer gelegen und oft seinen Kummer über die Trennung von einer jungen hübschen Gattin in seinen Busen ausgeschüttet hatte. Jetzt war dies glückliche Paar wieder vereinigt, und wir durften einen ganzen Abend Zeugen dieses Glückes sein.

Am andern Tage gelangten wir nach Graudenz, eine Festung, in welcher bekanntlich der brave General Courbiere sich verewigt hat. Wir besuchten dort den Offiziers-Klubb, wo wir mit herzlicher Freude empfangen wurden, und recht freundlich mit einander über die politischen Angelegenheiten kannegießerten. Das Ende vom Liede war gewöhnlich: »Kamerad! es wird nicht lange währen, so schlagen wir vereint auf ihn zu!" Ueberhaupt habe ich manchen Preußen kennen lernen, der für die gute Sache schon damals so eifrig war, daß er eine Art von Freude empfand, wenn es hieß, die Preußen wären bei Riga geschlagen worden.

Bei Ostromezko gingen wir über die Weichsel, und eine Stunde nachher zogen wir in Bromberg ein. Daß der Ort jetzt polnisch sei, bewies die Unordnung auf dem Rathhause, wo wir mehrere Stunden auf Quartierbillete warten mußten, und endlich doch in Häuser gewiesen wurden, die schon Einquartirung hatten. Wir waren also gezwungen, das Rathhaus noch einmal zu suchen, aber die Rathsherren saßen schon wieder bei ihren Bierkannen und malten Napoleon's Schlachten mit in Bier getauchten Fingern auf den Tisch. Unwillig und zögernd verließen sie ihr Gelag, um den verhaßten Gefangenen ein Obdach anzuweisen.

Auch der polnische Herr Kommandant war eben so undelikat, als seine Frau Gemahlin neugierig. Er ließ uns

nämlich am andern Morgen zu sich rufen. Wir glaubten Wunder, welche wichtige Eröffnungen er uns zu machen habe, allein nichts weniger! die gnädige Ehehälfte war des Spielens mit ihrem Schooßhunde müde, und wollte zur Veränderung russische Kriegsgefangene begucken. Es war eine sonderbare Scene. Sie saß nachlässig auf dem Sofa und starrte uns an. Der Herr Gemahl begaffte uns gleichfalls und flüsterte dann der Dame etwas in's Ohr, worauf sie gnädig mit dem Kopfe zu nicken pflegte. Mit uns wurde eine Viertelstunde lang kein Wort gesprochen. Endlich schienen sie beide verlegen, wie sie uns wieder los werden sollten. Madame sprang auf und lief davon, Monsieur hinterdrein. Wir sahen einander an und brachen in ein lautes Gelächter aus. Nach einigen Minuten kehrte der Herr Kommandant zurück. Wir waren mäuschenstill, er auch. Verlegen sah er ein paarmal zum Fenster hinaus, hustete und hub endlich an: »Wissen Sie schon, meine Herren, daß Moskau eingenommen ist?" Wir antworteten: o ja, wir wüßten aber auch, daß die Franzosen schon wieder heraus wären. Er meinte, das wäre nicht so gewiß und fragte nun: ob Polen unter uns wären? es waren ihrer zwei. Er bot ihnen polnische Dienste an, die auf eine verdiente Weise abgelehnt wurden. Wir Uebrigen fingen an zu murren, und Einer nach dem Andern ging ohne Abschied zur Thür hinaus. Es war ein einfältiger Patron, der die Neugierde seiner Frau auf eine schonendere Weise hätte befriedigen sollen. Die Stadt soll unter preußischer Regie-

rung recht niedlich gewesen sein; jetzt sah man nur noch Ueberreste von mancher schönen Anlage, und wir waren herzlich froh, als wir das Nest im Rücken hatten.

In dem Städtchen Driesen wurde ich mit Hüne bei einer recht wackern Frau einquartirt, die aber meinen Freund den ganzen Tag auf eine seltsame Weise quälte. Er hatte nämlich einen fürchterlichen Hieb über den Backen bekommen, der auch einen Theil der Lippe gespalten und drei Zähne mitgenommen hatte. Diese Zahnlücke konnte man aber nur sehen, wenn die Lippe aufgehoben wurde. Daß unsere gute Wirthin solches mit Theilnahme betrachtete, war ihm angenehm. Nun aber erzählte sie die Geschichte jedem Hereintretenden haarklein (und da ihr Haus das erste Wirthshaus im Städtchen war, so traten nach und nach sehr viele herein), und so oft sie der verlornen Zähne erwähnte, fuhr sie meinem Freunde ohne Umstände sehr unsanft in's Gesicht, und riß ihm die Lippe auf, wobei er jedesmal jämmerlich aussah, und ich des Lachens mich nicht enthalten konnte.

Eine herumziehende Bande von sogenannten Schauspielern versuchte, uns den Abend durch eine Vorstellung vor der Thür zu verkürzen, hat sich aber schwerlich für ihre Kosten bezahlt gemacht, denn welches Vergnügen konnten dreißig Offiziere, von welchen die wenigsten Deutsch verstanden, an ihrer Haupt- und Staatsaction finden?

Uebrigens sind wir unserer guten Wirthin allen Dank schuldig, denn sie hat uns nicht allein gesättigt (dessen sich

wenige unserer Kameraden rühmen konnten), sondern sie gab uns auch noch Lebensmittel auf den Weg, an welchen wir bis Frankfurt uns gütlich thaten. In dieser hübschen Stadt wurden wir zwar bei armen Leuten einquartirt, die uns wenig geben konnten, aber es waren zwei liebenswürdige Töchter im Hause. Hüne, der sehr gut die Flöte bläst, accompagnirte der einen am Fortepiano, und ich tanzte mit der andern. Bei weitem nicht so freundlich fanden wir es in dem finstern Cüstrin, wo Hüne unglücklicherweise in ein Haus kam, welches im siebenjährigen Kriege durch die russischen Bomben gelitten hatte; das schien der Besitzer nimmer vergessen zu können, empfing uns sehr übel, zeigte uns sogleich eine goldene Inschrift, die Jahr und Tag des Bombardements verewigte, und wollte uns nicht einmal einen Trunk Wasser geben. Am andern Morgen erfuhren wir, daß es allen unsern Kameraden nicht besser ergangen war. Es ist leider gewiß, daß wir in keiner Stadt Deutschlands oder Frankreichs so übel aufgenommen worden sind. Wie manchen kleinen Brocken würden wir arme Gefangene mit Dank angenommen haben, den der übermüthige Franzose seinem Wirthe an den Kopf warf. So oft wir nachher irgendwo eine schlechte Aufnahme fanden, war es zum Sprichwort unter uns geworden, zu sagen: »Hier ist es ja fast wie in Cüstrin« *).

*) Es muß doch wohl hier in Erinnerung gebracht werden, daß Cüstrin um diese Zeit sehr verarmt war.

Um die üble Laune zu verscheuchen, die noch jetzt das Andenken an Cüstrin in mir erregt, will ich zur Gemüths-ergetzlichkeit hier einschalten, auf welche Weise die Franzosen, der deutschen Sprache unkundig, mit ihrem Wirthe sich zu verständigen pflegten. »Keb Sie mich das kleine Vögel, das nit flittert nit flattert, aber kraucht doucement und rouge wird in die Kochtopf.“ (Das sollte ein Krebs sein.) — »Keb Sie mich ein lang Maschin hinten rond, vorne spitz, wenn man das Maschin pressir, mach es Paff! und komm heraus sieben Person.“ (Das sollte eine Erbsenschote sein.)

In Köpenik entschädigte uns die freundschaftlichste Aufnahme für alles, was wir in Cüstrin vermißt und gelitten hatten; und wäre nicht Berlin uns nun schon so nahe gewesen, der Abschied von den braven Einwohnern würde uns noch schmerzlicher geworden sein.

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Berlin.

Durch schöne Straßen fuhren wir zum Rathhause, wo Jeder schon sein Quartierbillet erhalten hatte, als ein ansehnlicher Mann fast außer Athem hereintrat, und laut meinen Namen rief. Es war der Herr Kapellmeister Weber, ein alter, biederer Freund meines Vaters, der so eben zufällig erfahren hatte, es seien russische Kriegsgefangene angekommen, und unter ihnen ein Kotzebue. Sogleich war er über Hals und Kopf fortgeeilt, um dem Sohne seines Freundes sein Unglück zu erleichtern. Er ließ mein Quartierbillet alsobald auf seinen Namen schreiben, und führte mich in seine elegante Wohnung zu seiner liebenswürdigen jungen Frau. Bei diesen trefflichen Menschen war ich in Abraham's Schooße, und mit der innigsten Dankbarkeit werde ich immerdar mich ihrer Liebe und Güte erinnern. Leider verstattete der Kommandant uns nur einen zweitägigen Aufenthalt, welch ein kurzer Zeitraum, um eine Stadt wie Berlin auch nur oberflächlich kennen zu lernen! obgleich der biedere Weber sich keine Mühe verdrießen ließ, um mir die Herrlichkeiten des prächtigen Berlin zu zeigen.

Mit Bewunderung durchlief ich das königliche Schloß, und mit Wehmuth betrat ich das Schreibzimmer der allge-

liebten, verewigten Königin, in dem noch alles so stand und lag, wie sie es verlassen hatte, sogar die Feder, mit der sie zum letzten Mal geschrieben. Nahe bei ihrem Schreibtische stand auch der des Königs, er durfte nur den Kopf drehen, um seine geliebte Gemahlin zu sehen. Ein schauerliches, frommes Gefühl ergriff mich in diesem Heiligthum einer seltenen ehelichen Zärtlichkeit, noch seltener unter Fürsten! — In einem der Zimmer arbeitete ein junger berühmter Maler an einem Bilde der Königin in Lebensgröße. Man sagte, der König selbst komme täglich, um durch seine Erinnerungen die Aehnlichkeit zu vervollkommnen.

Beim Nachhausegehen wurde ich sehr angenehm durch den Herrn Oberst v. Valentini überrascht (jetzt General), der einst im russischen Generalstabe mit großer Auszeichnung diente, zwar nach der Allianz Preußens mit Frankreich in die Dienste seines Vaterlandes übertrat, allein gegen Rußland noch immer viel Wohlwollen nährte, die Gefangenen in ihren Quartieren aufsuchte, ihnen Trost und Unterstützung brachte. Auch jetzt hatte der brave Mann in den vornehmsten Häusern für uns eine Kollekte veranstaltet, die Jeden von uns auf lange Zeit wenigstens vor Dürftigkeit schützte. Gott segne ihn!

Am zweiten Tage meines Aufenthalts wurde ich zu der Frau Oberhofmeisterin Gräfin Voß berufen, die, in einem sehr hohen Alter, noch den lebhaftesten Geist besitzt. Ich muß gestehen, daß ich, meiner ärmlichen Kleidung wegen, sehr verlegen wurde, als die kleine Prinzessin Louise

plötzlich hereintrat. Ich wurde ihr vorgestellt, und das Bedauern dieses Engels lockte mir Thränen in die Augen. Noch größer aber wurde meine Verwirrung, als der König selbst erschien. Nur in seiner Herablassung, in seiner offenen Biederkeit fand ich meine Besinnung wieder. Es war auch ein schöner Zug von ihm, daß, da wir alle standen, er die Gräfin, ihr hohes Alter ehrend, auf das dringendste nöthigte, sich zu setzen, und, als sie sich dessen weigerte, sie selbst zum Sofa führte. Das Gespräch fiel auf den Krieg, auf den Brand von Moskau, der Sr. Majestät besonders nahe zu gehen schien, auf die Operationen des Grafen Wittgenstein u. s. w. Ich erzählte, was ich wußte, und war so glücklich, vom Könige mit vieler Geduld angehört zu werden. Se. Majestät erkundigten sich sehr gütig nach dem Befinden meines Vaters, nannten ihn einen unerschöpflichen Dichter, erwähnten, daß eben heute wieder ein neues Stück von ihm gegeben werde, und entfernte sich mit den Worten: »Ich hoffe, daß Sie unser Theater besuchen werden.«

Gleich nachher erschien sein Adjutant, und händigte mir im Namen Sr. Majestät ein ansehnliches Geschenk ein, da ich weit vom Hause und aller Mittel mir zu helfen beraubt sei. Ich war bis in das Innerste meiner Seele bewegt. Die Frau Oberhofmeisterin hatte die Güte, mich noch eine halbe Stunde bei sich zu behalten; wir wetteiferten in dem Lobe des vortrefflichen Königs; das erleichterte mein beklommenes Herz, und ich verließ das Schloß,

durchdrungen von den Gefühlen der Dankbarkeit und Bewunderung. Der gute Weber freute sich fast so sehr als ich, denn er vergöttert seinen Monarchen. Ich mußte ihm jedes Wort wohl zehnmal wiederholen, wobei er im Zimmer herum sprang und rief: »nicht wahr, wir haben einen Engel zum Könige?" Von ganzem Herzen stimmte ich ein.

Auf den Abend führte mich der Oberst Valentini in's Theater, welches mich um so mehr entzückte (sowohl das Gebäude als das Spiel), da das elende deutsche Theater in Petersburg so grell dagegen absticht. Der König selbst war gegenwärtig. Das französische Militär spielte eine wichtige Rolle im Parterre. Beim Herausgehen traf ich meinen Freund Hüne, der mir die unangenehme Nachricht mittheilte, daß wir am andern Morgen wieder fort müßten. Kurz vor meiner Abreise erzeigte mir der berühmte Leibarzt Hufeland die Ehre, mich zu besuchen. Er hat von Kindheit auf mit meinem Vater in vertrauter Freundschaft gestanden, und darum war er nun so gütig, dem unglücklichen Sohne seines alten Freundes die herzlichste Theilnahme zu beweisen.

Der gute Weber begleitete mich noch bis zum Hause des Kommandanten, wo ich ihm noch einmal das Gefühl meiner Dankbarkeit auszudrücken suchte, und dann meinen Leiterwagen bestieg. Wir Alle schieden mit starren Herzen, denn es war keiner unter uns, den nicht sein Wirth auf das gastfreiste empfangen hätte. Viele waren sogar beschenkt worden. Gott segne die braven Berliner!

Neuntes Kapitel.

Transport nach Mainz.

Die französischen Offiziere, die uns bis Berlin begleitet hatten, waren dort zurückgeblieben, und unsere weitere Führung blieb dem Aeltesten unter uns, dem Major Switschin, überlassen.

In dem kleinen Städtchen Burg, unweit Magdeburg, überfiel mich plötzlich ein Fieber, vermuthlich eine Wirkung der kalten, feuchten Luft, da ich nie ein Freund von starken Getränken war, und also dieses Universalmittel, wodurch meine Kameraden vor solchen Zufällen sich verwahrten, selten benutzte. Halb ohnmächtig kam ich nach Magdeburg, wo ich in einem guten Quartiere einen Rasttag zubrachte, und mich durch Ruhe so ziemlich wieder herstellte. Der Arzt meinte aber doch, ich solle noch einige Tage bleiben, und lieber dann mit verdoppelter Eile die Andern einzuholen suchen. Darein wollte aber der Herr Kommandant nur unter der Bedingung willigen, daß ich in's Lazareth ginge. Diese Idee war mir fürchterlich. Vergebens erbot sich mein guter Wirth, Bürgschaft für mich zu leisten, auch meinen Aufenthalt sich gar nicht als Einquartirung anrechnen zu lassen. Der Herr Kommandant verharrte bei seinem: J'en suis bien faché — cela ne se peut pas. Ich fuhr also in Gottes Namen weiter. Als beim Aufsteigen der Unterkommandant mich bleich und

schwankend erblickte, schien er doch einige Rührung zu empfinden, und machte mir eine sehr lockende Beschreibung von ihrem Militärhospital. Ich dankte und fuhr.

War es nun die frische Luft oder die Erschütterung, kurz, schon in Schönebeck, und vollends am andern Morgen nach einem erquickenden Schlafe, war ich wie neu geboren. Das herrlichste Wetter am andern Tage vollendete meine Genesung. Wir kamen ziemlich früh in das Städtchen C * *, wo ich bei einem reichen Kaufmann einquartirt wurde, doppelt reich, weil er auch zwei schöne, gebildete Töchter hatte. Gerade an diesem Abend wurde ein Ball gegeben, und, da meine hübschen Wirthinnen es herzlich bedauerten, daß so wenig Tänzer im Orte wären, so erbot ich mich, trotz meines kaum besiegten Fiebers, sie zu begleiten. Mein schüchterner Vorschlag wurde freudig angenommen. Ich holte meine kahle Uniform heraus, an der noch einige Ueberreste von Stickerei und Achselbändern zu schauen waren, bürstete die letzten Haare herunter, und, nachdem ich zuvor mit dem Vater bei einer guten Abendmahlzeit mir gütlich gethan (die tanzlustigen Damen hatten keinen Appetit), setzte ich mich mit meinen schönen Gefährtinnen, deren Mutter Unpäßlichkeitshalber zu Hause blieb, in die allgemeine Stadtcarosse, die bereits ein Dutzend Familien zusammengerumpelt hatte, und nun auch uns vor einer, durch zwei Lampen erleuchteten Thür absetzte. Ein galanter Rathsdiener öffnete den Schlag und wünschte uns viel Vergnügen.

Ich hatte das Glück, mit der ältern von meinen Wirthinnen den Ball zu eröffnen, und hielt mich auch den ganzen Abend nur an sie und ihre Schwester, denn beide waren nicht allein die schönsten Blumen auf dieser Flur, sondern auch die besten Tänzerinnen. Es waren noch mehrere gefangene Offiziere da, mit welchen es mir gelang, meinen Lieblingstanz, die Quadrille, zu formiren; nicht als ob die Herren aus der Stadt nicht auch Quadrillen zu tanzen verstanden hätten, aber ihre Touren waren von den unserigen so verschieden, und wurden so seltsam benamset, daß ich mich unmöglich darein finden konnte. Zum Beispiel: wir hatten uns in die Runde gestellt und waren bereit, den Tanz anzufangen, so rief der Vortänzer, ein Elegant, der jederzeit neue Touren erfand: »Paß up, — Carl, du springst meine Dame an und ich springe deine Dame an, Fritz und Reinhold thun dasselbe. Dann mache ich mit deiner Dame den Durchfall von hinten und du machst ihn mit der meinigen von vorne. Fritz und Reinhold thun dasselbe. Dann kommen die vier kleinen Dreher und zuletzt der große Schleifer."

Die gänzliche Unbekanntschaft mit diesen technischen Ausdrücken raubte mir das Vergnügen, Theil an solchen Tänzen zu nehmen; allein übrigens war dieser Ball sehr angenehm; Jeder that was ihm beliebte und tanzte so gut er konnte, ohne daß Jemand sich darüber aufhielt. Wir fuhren zwar ziemlich spät, allein doch früher nach Hause, als viele andere, und ich merkte, daß das frühere Weggehen

vom Balle ein Ehrenpunkt war, denn man that sich noch am andern Tage viel darauf zu gute, wenn auch nur fünf Minuten früher zu Hause gewesen zu sein als die Nachbarin.

Leider bekam mir dieser Ball sehr übel, denn als wir nach Bernburg kamen, hatte ich richtig mein Fieber wieder. Bei meiner Ankunft in Halle war mir so übel zu Muthe, daß ich kaum vom Wagen steigen konnte; doch gab der Abscheu vor dem Hospital mir noch so viel Kräfte, daß ich in das mir angewiesene Quartier schleichen konnte. Welch ein glücklicher Zufall! mein Wirth war nicht allein ein Arzt, sondern auch der Bruder des Herrn Collegienraths Jacob in Petersburg, den ich genau kannte und in dessen Hause ich so manche angenehme Stunde verlebt hatte. Der Herr Professor Jacob begegnete mir schon auf der Treppe, und die große Aehnlichkeit mit seinem Bruder fiel mir augenblicklich auf. Als er meinen Namen hörte, empfing er mich außerordentlich gütig, bekannte sich als einen Verehrer von meines Vaters Schriften, führte mich zu seiner biedern Gattin, beide behandelten mich mit der wärmsten Theilnahme, und zwangen mich, sogleich zu Bett zu gehen, mit dem Erbieten, mich gern im Hause zu behalten, bis ich ganz genesen sei. Diese Theilnahme vermehrte sich noch, als ich meinem wohlthätigen Wirth erzählte, wie genau ich seinen Bruder zu kennen das Glück hätte. Seit fünf Jahren hatte er ihn nicht gesehen und seit acht Monaten keine Nachricht von ihm. Man kann leicht denken, wie sehr jeder kleine Umstand die Familie interessirte. Sie kamen auch alle

groß und klein, lagerten sich um mein Bett, und ich mußte erzählen, wie schön Cousine Annette zum Fortepiano singt; wie bewandert Cousine Therese in der Literatur ist, und wie allgemein Cousin Adolph sich beliebt zu machen weiß.

Der Herr Professor Jacob bemühte sich selbst zum Kommandanten, um mir die Erlaubniß auszuwirken, bis zu meiner Genesung in seinem Hause zu bleiben. Das wurde anfangs rund abgeschlagen, ich sollte durchaus in's Hospital; als aber mein Wirth als Arzt erklärte, ich könne das Bett nicht verlassen, und, wenn man mich dennoch in's Hospital schleppe, so stehe er für nichts; so erhielt endlich der Hospitalarzt Befehl, mich zu besichtigen, und, wenn es sich so verhielte, möchte ich gegen Bürgschaft des Herrn Hofraths Jacob in dessen Hause bleiben. So war ich also plötzlich, statt drohenden Elends, in die Mitte einer edlen menschenfreundlichen Familie versetzt, die, vom ersten Tage bis zum letzten, mich als ihr eigenes Kind behandelt und gepflegt hat. Der Abschied von meinen Freunden und Unglücksgefährten war mir freilich schmerzlich, doch hoffte ich nur eine kurze Trennung.

Fieber und Magenkrämpfe zwangen mich, das Bett zu hüten. Der ängstliche Kommandant überzeugte sich davon fast täglich, indem er seinen Sekretär zu mir schickte; denn er stand unter der Behörde von Magdeburg, die wohl sehr ungern vernahm, daß ich noch lebte, und keine Lust hatte, im Hospitale zu sterben.

Obgleich mein hilfreicher Wirth mir jede Viertelstunde schenkte, die er von seinen ausgebreiteten Berufsgeschäften sich abmüßigen konnte, so war ich natürlich doch oft allein, und würde vielleicht bei wiederkehrender Gesundheit, aus langer Weile in Melancholie versunken sein, wenn nicht der brave Herr Doktor Eberhard die meisten Abende an meinem Bette zugebracht, durch lehrreiche Unterhaltung mich erquickt, und sogar die göttliche Geduld gehabt hätte, mir Stunden lang vorzulesen. Diesem gefühlvollen, menschenfreundlichen Manne habe ich viel zu verdanken, und ich konnte ihm seine verlorne Zeit durch nichts vergelten, als etwa durch die Erzählung meiner Reise um die Welt, die ihm zu interessiren schien. Einer unserer angenehmsten Zeitvertreibe war, die Franzosen zu schlagen, und wir hatten sie schon bis an die Weichsel gejagt, als wir hören mußten, daß sie erst an der Beresina wären.

Auch der Herr Kommandant besuchte mich einigemal, doch nur, um mich anzutreiben, meine Genesung zu beschleunigen, und mich sobald als möglich fortzupacken. Daß ich Niemand in der Stadt besuchen wolle, mußte ich ihm versprechen. Es ist das einzige Versprechen, welches ich nicht ganz gewissenhaft gehalten habe. Wie hätte ich von Halle scheiden mögen, ohne den braven Eberhard und dessen liebenswürdige Gattin zu besuchen? es geschah in einen Mantel verhüllt, im Schutz der Nacht. Um seine Bedienung zu täuschen, spielte ich die Rolle eines Müllers vom Lande und soll sie nicht übel gespielt haben.

Da ich in der Stadt keine Besuche abstatten durfte, so machte mir, als ich genesen war, mein wohlthätiger Wirth am letzten Abend die Freude, eine interessante Gesellschaft zu sich zu bitten, unter andern den berühmten Herrn Hofrath Schütz, nebst seiner sehr gebildeten Gemahlin, alte Bekannte von meinem Vater, die sich, während meiner Krankheit, äußerst gütig und theilnehmend gegen mich bewiesen hatten. Seinem Wohlwollen verdankte ich sogar eine Anweisung auf Frankfurt am Main, die mir in der Noth sehr zu Statten kam.

Einen einzigen Spazirgang in der Stadt erlaubte mir der Kommandant in Begleitung meines biedern Wirths, der mir die vortreffliche Erziehungsanstalt zeigte, von deren Observatorium man die ganze Stadt nebst ihren schönen Umgebungen überschauen konnte. Auf dem Heimwege machte er mir das Fenster bemerklich, aus welchem auf Napoleon geschossen worden; es ist unbegreiflich, daß man den Wütherich verfehlte. Ein gewisser, damals bei der Universität angestellter (auch jetzt wieder angestellter!) Mann soll durch Angebereien viele Menschen unglücklich gemacht haben.

Der Kommandant war so gütig, mir eine Chaise zuzugestehen, die nebst einem alten Sergeanten, der mich bis Erfurt bewachen sollte, morgens um acht Uhr vor meiner Thür stand. Der Herr Hofrath Schütz und der Herr Doktor Eberhard kamen noch, um Abschied zu nehmen, und beide nicht mit leeren Händen. Dieser schenkte mir zum

Andenken eine schöne, auf Batist gedruckte Karte von Frankreich, die ich heilig aufbewahre; Jener brachte mir einen niedlichen Speisekorb, den meine gute Wirthin noch vergrößerte, den ich aber freilich, bei meinem damaligen guten Appetit, nicht lange zum Andenken aufbewahren konnte.

Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu schildern, die mein Herz preßten, beim Abschied von einer Familie, in der ich Vater, Mutter und Geschwister wieder gefunden hatte. Sprechen konnte ich nicht, nur weinen. Auch jetzt habe ich keine Worte, aber noch jetzt füllen meine Augen sich mit dankbaren Thränen. O daß ich einst im Stande sein möchte, irgend Einen aus diesem Hause zu vergelten!

Lange schon lag mir Halle im Rücken, als ich noch immer bitterlich weinte, denn die trübe Abschiedsstunde hatte zugleich die Erinnerung an Alles, was ich verloren, und an das Schicksal, dem ich noch entgegenging, lebhaft aufgeregt. Der ehrliche Sergeant, der mich sehr schonend behandelte und mich mehr bediente, als bewachte, sah mich mit Verwunderung an und tröstete mich, so gut er konnte.

Merseburg ist so klein, daß, wenn der Burgemeister an einem Thore nießt, der Rathsdiener am andern Thore Prosit sagen kann. Ich verließ dies Städtchen unter fürchterlichem Schneegestöber, und einem Sturm, der uns gerade entgegenblies. Wir konnten kaum fünf Schritt weit vor uns sehen, und die Pferde keuchten langsam vorwärts; oft

standen sie ganz still, und mit vieler Mühe gelangten wir Nachmittags um zwei Uhr an ein Wirthshaus, das sogenannte Luftschiff, auf dem halben Wege zwischen Merseburg und Naumburg, wo ich und meine arme nur durch einen dünnen Mantel geschützte Leibwache uns erwärmten und erquickten, und den Aufenthalt so behaglich fanden, daß wir mit Schaudern den heulenden Sturm hörten, dem wir uns abermals preisgeben sollten. Indessen begann es schon zu dämmern und wir mußten fort.

Der Weg war ganz verstürmt, der Kutscher hatte ein Schlückchen über den Durst genommen, die Pferde gingen, wohin es ihnen beliebte, und diesesmal beliebte es ihnen, den Weg nach Freiburg einzuschlagen.

Nach einer halben Stunde war es ganz finster geworden und die Rosse blieben stehen. Einen solchen entsetzlichen Sturm habe ich blos im japanischen Meere erlebt. Man mußte sich in die Ohren schreien und auch dann noch war es schwer, ein Wort zu verstehen. Folglich half es nichts, dem Kutscher zuzurufen, Rippenstöße wirkten etwas kräftiger. Er versicherte, es müsse ein Dorf in der Nähe sein, Markrölitz, welches nur eine halbe Stunde vom Luftschiff entfernt liege. Im Vertrauen auf diese Zusicherung krochen wir von einem Hügel auf den andern, scheiterten bald an Felsenstücken, lagen bald in Löchern und standen endlich am Abhang eines steilen Berges; wie hoch er sei, konnten wir nicht sehen; der Kutscher untersuchte das Ter-

rain, kullerte eine Strecke hinunter, fand aber das Ende nicht. Wir mußten folglich umkehren, irrten noch mehrere Stunden über Felder und durch Graben, und stießen endlich auf ein Dorf, welches, zu unserer großen Verwunderung, kaum tausend Schritt vom Luftschiff entfernt lag. Doch mußten wir von hier aus noch einen Wegweiser bezahlen, der uns dahin geleitete, wo wir die Nacht verweilten. Am andern Morgen hatte sich der Sturmwind zwar gelegt, aber in dem Dorfe Markrölitz mußten wir über eine Stunde warten, ehe die Bauern den verstürmten Weg fahrbar machen konnten, obgleich sie schon seit frühem Morgen daran gearbeitet hatten.

Endlich erreichten wir Naumburg, wo ein braver Mann, Herr Kaufmann Zäbsch, ein Verwandter des Herrn Konsistorialrath Krause in Königsberg, schon auf dem Rathhause hatte ansagen lassen, daß ich bei meiner Ankunft nur sogleich bei ihm möchte einquartirt werden. Mit offenen Armen wurde ich empfangen, und lernte in ihm einen sehr redlichen Mann, so wie in seiner Gattin einen Engel von Weibe kennen. Sie war zugleich eine treffliche Patriotin, die das sächsische Ordenskreuz sich erworben hatte.

Hier erfuhr ich auch, daß meine Großmutter in Weimar, die ich nie gesehen, da ich in Rußland geboren und erzogen worden, ein großes Verlangen trage, mich kennen zu lernen. Freilich wurden die Gefangenen den nächsten

Weg über Buttelstädt nach Erfurt geführt, allein die fast achtzigjährige Frau hatte sich entschlossen, nach Buttelstädt zu kommen, trotz Weg und Jahreszeit, um ihren unbekannten Enkel zu umarmen. Das rührte, aber beunruhigte mich auch. Als ich dem Kommandanten in Buttelstädt meinen Namen sagte, meldete er mir sogleich, daß er beauftragt sei, einen Expressen an meine Großmutter zu schicken. »Aber,« setzte der brave Mann hinzu, »ich kenne sie persönlich und wünsche ihrer zu schonen.« (Hier zog er mich bei Seite.) »Sobald Ihr Wächter eingeschlafen ist, setzen wir uns in einen Schlitten, fahren nach Weimar, und sind morgen mit Tagesanbruch wieder hier.« Gesagt, gethan. Um acht Uhr lag ich zum ersten Male in den Armen meiner Großmutter.

Gewöhnlich denkt man sich unter einer Großmutter eine alte, mürrische, an ihren Lehnstuhl fest gekettete Person; allein wie anders fand ich die meinige! frisch und munter, trotz einer jungen Frau, drehte und bewegte sie sich im Zimmer und im Hause herum, verbreitete durch ihre Lebhaftigkeit die froheste Laune um sich her.

Kaum hatten wir ein Stündchen verplaudert, als der Sekretär der Großfürstin herein trat, und mir andeutete, daß sie mich zu sprechen wünsche. Das Herz pochte mir hoch, als Eine ihrer Hofdamen mich in ihr Gemach führte, und ich nun ihr Erscheinen erwartete. Es wäre unmöglich, die Güte und Milde beschreiben zu wollen, deren sie mich

würdigte. Spuren des Kummers über ihr unglückliches Vaterland umwölkten ihr schönes Gesicht. Kunstlos drückte sie sich aus, aber welch ein Geist, welch ein Herz belebten ihre Worte! Bei der Erinnerung an den Brand von Moskau wurde ihre Stimme bebend, und eine Thräne schlich über ihre blasse Wange. Meine Rührung war unbeschreiblich. Ich äußerte meine Hoffnungen von den Fortschritten des Wittgenstein'schen Corps und die Fürstin hörte mir freundlich zu. Ihr Gemahl, der Erbprinz, trat herein. Er beglückte mich durch dieselbe Herablassung, dieselbe Güte.

Unvergeßlich sind mir die letzten Worte der himmlischen Großfürstin: »Schon zu lange,« sagte sie, »habe ich Sie Ihrer Großmutter geraubt. Reisen Sie glücklich. Berichten Sie den übrigen Gefangenen, daß es mich sehr geschmerzt hat, sie nicht hier in Weimar gesehen zu haben. Sie sind der Erste aus meinem Vaterlande, den ich erblicke, seit es unglücklich ist. Mein Sekretär ist beauftragt, Ihnen eine Summe einzuhändigen, die ich Sie Ihren Unglücksgefährten zu bringen ersuche; die freilich wohl nicht hinreicht, um allen ihren Bedürfnissen abzuhelfen, die aber aus gutem Herzen kommt. Sie sollen mich ja Alle besuchen, wenn sie einst frei in unser Vaterland zurückkehren, und dann soll meine Freude ihnen beweisen, wie sehr jetzt ihr Unglück mir zu Herzen gegangen. Leben Sie wohl!«

Wäre ich allein im Zimmer geblieben, so würde ich mich in den Staub geworfen und die Stelle geküßt haben,

auf welcher sie stand. Ich kam, zum Schrecken meiner guten Großmutter, ganz blaß nach Hause, und lange hörte diese nichts als Ausrufungen der Liebe und Bewunderung von mir, in welche sie von ganzem Herzen einstimmte.

Es war schon spät, und wir hatten kaum ein Weilchen auf dem Sofa geschlummert, als der Kommandant sich einfand, um mich abzuholen. Die Großmutter war mir in den wenigen Stunden schon so lieb geworden, daß ich mit schwerem Herzen mich von ihr trennte. Als wir um sieben Uhr Morgens in Buttelstädt ankamen, schlummerte meine Leibwache auf Befehl des Kommandanten noch sehr süß.

Hätte meine innigste Verehrung für die Großfürstin noch höher steigen können, so wäre es geschehen, als der brave Kommandant mir erzählte, daß, auf ihre Anordnung, sich in Buttelstädt eine ganze Garderobe befände, aus welcher die durchziehenden Gefangenen vom Kopf bis zum Fuße gekleidet würden, auch jeder, seinem Range gemäß, noch Taschengeld erhalte. Auch mir stand frei, Gebrauch von diesen Wohlthaten zu machen, allein da allen meinen Bedürfnissen schon so ziemlich abgeholfen war, und leicht noch mehrere kommen könnten, die es nöthiger brauchten, so wünschte ich blos, daß Alle es mit so inniger Dankbarkeit empfangen möchten, als ich für die edle Fürstin fühlte.

In Erfurt wollte ich einen Tag verweilen, um durch den zurückkehrenden Sergeanten an meinen Wohlthäter Jacob in Halle zu schreiben, und auch meiner Großmutter zu melden, daß die geheime Fahrt nach Weimar, wegen welcher sie doch besorgt war, glücklich abgelaufen sei. Da ergriff mich plötzlich der Gedanke, zu versuchen, ob ich mir nicht die Erlaubniß auswirken könne, noch auf einige Tage nach Weimar zu gehen. Ich eilte mit meiner Bitte zum Kommandanten, sagte ihm aber einfältiger Weise blos, daß ich Verwandte in Weimar hätte. Er wies mich ab; ich lief von Pontius zu Pilatus, von einem General zum andern, allein vergebens. Ich ließ mich nicht abschrecken, sondern bestürmte den Kommandanten zum zweiten Male, und als dieser nun erst erfuhr, daß meine leibliche Großmutter, eine achtzigjährige Frau, in Weimar wohne, rief er aus: »Ei, mein Gott! warum haben Sie das nicht gleich gesagt? ja, Ihre Großmutter müssen Sie sehen!« wiederholte er mehr als zwanzigmal, indem er hastig im Zimmer auf- und ablief, und dem Sekretär zurief, mir einen Urlaub auf vier Tage auszufertigen. Gewiß hatte er selbst noch Eltern oder Großeltern, deren Bild in diesem Augenblicke ihm vorschwebte. Er wagte wirklich viel dabei, denn einmal ist keinem Gefangenen verstattet, die Etappenstraße zu verlassen; zweitens trug ich einen Namen, den kein Buonapartist verdauen konnte, und drittens befand sich ein französischer Gesandter in Weimar, der leicht eine gehässige Anzeige davon

hätte machen können. Alles das achtete sein aufgeregtes Mitleiden nicht. Gott vergelte es ihm!

Nach zwei Stunden war ich in Weimar. Meine Großmutter saß eben im Lehnstuhle und las. Das Buch fiel ihr aus der Hand, als sie den Enkel so unvermuthet hereinstürzen sah. Ich stattete sogleich einen Besuch bei dem französischen Gesandten, Herrn von St. Aignan, ab, der mich sehr artig empfing, und mir, auf seine Verantwortung, erlaubte, so lange in Weimar zu bleiben, als mir belieben würde. Ich wagte die Bemerkung, daß nur der Kommandant von Erfurt, als mein Vorgesetzter in diesem Augenblicke, eine solche Erlaubniß mir ertheilen könne. Er meinte, ich sei ein bon militaire, der auf Disciplin halte, und versprach, sogleich nach Erfurt zu schreiben.

Da mein Aufenthalt nun kein Geheimniß zu sein brauchte, so genoß ich die Ehre, nach Hofe eingeladen zu werden, wo nun nicht allein die Großfürstin, sondern auch der biedere Herzog und seine edle Gemahlin mich mit Gnade überhäuften. Ach! es ging mir so wohl in Weimar, daß ich oft vergaß, daß ich keinen Degen mehr trug. Leider durfte ich nur fünf Tage dort verweilen!

Einer solchen Kälte, als Anfangs Dezembers eintrat, wußte man in Weimar sich nicht zu erinnern. Eines Morgens erscholl das Gerücht, Buonaparte sei in größter Eile durchgereist. Auch munkelte man schon in der Stadt von

einer gänzlichen Deroute der französischen Armee. Ich speiste an demselben Mittage bei Hofe. Als die Thüren sich öffneten und die fürstlichen Personen in den Saal traten, war deutlich die Freude auf allen Gesichtern zu lesen, nur daß man, in Gegenwart des französischen Gesandten, nicht in laute Glückwünsche ausbrechen mochte. Das betrübte Gesicht des Herrn v. St. Aignan lieferte den erfreulichsten Kontrast. Ich war der erste Glückliche, zu dem die Großfürstin im Vorbeigehen die wenigen, aber bedeutenden Worte sprach: »Er ist diese Nacht hier durchgegangen, unser Vaterland ist befreit!" Darauf wandte sie sich mit gleichgiltigen Gesprächen zu den Uebrigen, aber die Freude glänzte still auf dem himmlischen Gesichte. Natürlich wurde bei der Tafel von jener Neuigkeit nicht gesprochen, doch schon die Art, wie jeder Deutsche mit freundlichen Blicken sein Glas leerte, verrieth, was in den entzückten Herzen vorging. Nach der Tafel trat der Gesandte zu mir, bestätigte Napoleon's Durchreise, bedauerte, daß, unter diesen veränderten Umständen, er mir sein Wort nicht halten könne, und ersuchte mich, wo möglich noch heute, spätestens am andern Morgen abzureisen. Das war mir ein gewaltiger Strich durch die Rechnung! ich hätte so gern die Kosaken in Weimar abgewartet. Indessen hatte doch der Herr v. St. Aignan den herzlichen Dank redlich verdient, den ich ihm nochmals abstattete. Ueberhaupt hatte er in Weimar durch sein Betragen sich allgemeine Achtung erworben.

Bei der Abschiedsaudienz, welche die Großfürstin mir noch an demselben Abend zu verwilligen die Gnade hatte, erzählte sie mir noch Manches von der totalen Niederlage der Franzosen: »Bringen Sie Ihren Unglücksgefährten,« sagte sie, »die frohe Botschaft von der Befreiung ihres Vaterlandes. Dieser Gedanke stärke Sie Alle!«

Jedes Wort dieser engelgleichen Fürstin bewegte mich so tief, daß ich, als sie schon längst verschwunden war, noch im Audienzzimmer verweilen mußte, um meine Thränen den Bedienten zu verbergen. Warum sollte ich dieser Thränen mich schämen? ich habe nicht geweint, als nach der Schlacht bei Friedland man mir alle vierzehn Tage einige Knochensplitter aus meinem zerschmetterten Arme nahm; aber diese himmlische Güte gegen einen unglücklichen Jüngling drang mit sanfter Gewalt bis in das Innerste meines Herzens.

Von meiner guten Großmutter gesegnet, verließ ich Weimar mit beklemmter Brust. In Erfurt empfing mich der Kommandant sehr gütig, erkundigte sich mit Theilnahme nach meiner Großmutter, bestätigte, daß der Gesandte meinetwegen an ihn geschrieben, daß folglich mein Außenbleiben über den Urlaub nichts zu bedeuten habe, gab mir eine Marschroute und ließ mich ohne Bedeckung reisen; doch mußte ich ihm mein Ehrenwort geben, daß ich bis Mainz von der Etappenstraße nicht abweichen wolle. So fuhr ich nun in einer Chaise, nicht als ein Gefangener,

sondern als ein vornehmer Herr, der zu seinem Vergnügen reist.

In dem niedlichen Gotha wurde ich von Herrn Schenk und seiner Gattin, an die ich Briefe aus Weimar hatte, freundschaftlichst bewirthet. In Eisenach hörte ich im Wirthshause über Napoleon's Flucht viel hin und her disputiren. Leider schien er da noch manchen Anhänger zu haben. Die Frau Postmeisterin, eine allerliebste junge Weimarerin, an die ich auch einen Brief hatte, erzählte mir, sie habe Abends ruhig gestrickt, als ein Mann, in einen großen Pelz verhüllt, hereingetreten sei, ihr kurzweg einen guten Abend gewünscht und am Ofen seine Hände gewärmt habe. Solcher Besuche gewohnt, bekümmerte sie sich nicht um ihn. Er aber fing an sich zu erkundigen nach dem Schaden, den vor einiger Zeit die entzündeten Pulverwagen bekanntlich in Eisenach angerichtet, und ob die Beschädigten auch die Summe erhalten, die der französische Kaiser ihnen angewiesen? Sie erzählt, was sie weiß. Er fragt, ob sie den Kaiser kenne? — sie antwortet, sie habe ihn nur flüchtig gesehen. — Wünschen Sie ihn zu sehen? — o ja! — Da tritt er zu ihr an's Licht, schiebt die Pelzmütze aus dem Gesichte und sagt: hier steht er vor Ihnen. Man denke sich die Ueberraschung der Postmeisterin. Sie bietet ihm Erfrischungen an, er schlägt sie aus. Indessen entsteht draußen ein schrecklicher Lärm. Caulaincourt prügelte die Postillons, die ihm zu langsam anspannten. Diese standen im Begriffe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, als der Post-

meister Se. Durchlaucht den Herzog von Vicenza erkannte, und, in die Stube eilend, gar auf den Kaiser selbst stieß, der mit seiner Frau komplimentirte, und ihr nicht gestatten wollte, des Lärms wegen das Zimmer zu verlassen. Er ging selbst, befahl Ruhe, und reiste gleich darauf weiter, nachdem er sehr freundlichen Abschied genommen. In Eisenach hieß es gleich, er habe der Frau Postmeisterin einen schönen Ring verehrt.

Als ich nach Frankfurt kam, war das berühmte neunundzwanzigste Bülletin schon erschienen, und, trotz der strengen französischen Polizei, überließ man sich dem lauten Jubel. Manche hatten sogar ihre Fenster illuminirt. Ich besuchte blos den russischen Consul, Herrn Bethmann, der in dieser Qualität von Buonaparte unverschämt geschröpft worden war.

In Castel vor Mainz durchsuchten die französischen Zöllner meinen Mantelsack, und fast hätte ich, wegen eines russischen Gebetbuches, vierundzwanzig Stunden unter ihnen verweilen müssen. Die Großfürstin hatte mir dasselbe für einen in die Gefangenschaft gerathenen russischen Popen mitgegeben, der sie darum gebeten hatte. Die alten slavonischen Buchstaben kannten die Franzosen nicht, und meinten, es könnte wohl eine Chiffre darunter verborgen sein. Da sie Miene machten, das Buch zurück zu behalten, so forderte ich wenigstens eine Quittung darüber. Die wollten sie auch nicht geben, sondern ich sollte warten,

bis das Buch in Mainz von einem geschickten Entzifferer untersucht worden sei. Endlich hatte doch Einer den guten Einfall, zu bemerken, daß das Buch schon gebraucht sei und daß sie folglich kein Recht hätten, es anzuhalten. Nun waren sie ruhig, und meine kleinen Habseligkeiten wurden auf einen Kahn gepackt, auf welchem auch mehrere Herren und Damen aus Castel mit über den Rhein fahren wollten. Es stürmte heftig an diesem Tage, der Steuermann war besoffen und steuerte so falsch, daß die Wellen alle Augenblicke in den Kahn schlugen. Die Damen schrien, als ob sie gespießt würden. Das machte den Trunkenbold noch ärgerlicher. Ich stellte mich neben ihm, der Seemann erwachte, ich half ihm einige Male die Wellen pariren. Als die Damen merkten, daß ich etwas davon verstand, wenigstens nüchterner war, als der Pilot, schrien alle einstimmig, er solle mir das Steuerruder überlassen. Durch dieses Zutrauen geschmeichelt, ergriff ich dasselbe und steuerte das Boot glücklich an's Land, wo der dankbare Steuermann mich für meine Mühe mit Schnaps traktiren wollte, und, als ich das ausschlug, mir einen verfluchten Russen an den Hals warf.

Zehntes Kapitel.

Fahrt von Mainz über Paris nach Soissons.

Als ich dem Kommandanten von Mainz meine feuille de route vorwies, erhielt ich sogleich Quartier, allein das schlechteste, was ich seit Tilsit gehabt. Am andern Morgen wurde ich vorgeladen, um mein Ehrenwort zu geben, daß ich, ohne Erlaubniß, mich nie von dem bestimmten Orte meines Aufenthalts entfernen wolle. Das geschieht folgendermaßen: Auf einem Bogen Papier stehen, außer dem zu leistenden Eide, mehrere Fragen gedruckt, wo sind Sie geboren? wie heißt Ihr Vater? Ihre Mutter? leben sie noch? u. s. w. Alle diese Fragen muß man eigenhändig beantworten, dann das Ganze unterzeichnen, worauf der Kommandant dem Gefangenen Glück wünscht, daß er nun sich selbst überlassen sei. Er fertigte mir eine neue Marschroute nach dem Depot von Soissons aus, berechnete die Etappen (es waren ihrer dreizehn), zahlte mir für jede zwei Franken, sage zwei Franken, in Summa sechsundzwanzig, und nun marschir in Gottes Namen! zu Wagen, wenn du Geld hast, zu Fuße, wenn du ein armer Teufel bist. Doch wer beweisen kann, daß er über fünfzig Jahre zählt, erhält ein Reitpferd. Das konnte ich nun freilich nicht, doch bei dieser Jahreszeit durch den schrecklichen Koth zu Fuße spaziren, schien mir auch un-

möglich, ohne wieder krank zu werden. Fürs erste fand ich einen Bauer, der eben vom Markte heimfahren wollte, und mich für drei Franken bis nach Alzey mitnahm, unter der Bedingung, das leere Butterfäßchen zwischen den Füßen zu halten. Weg und Wetter waren so abscheulich, daß wir erst Abends spät in Alzey anlangten. Quartier bekam ich freilich auf Anweisung des Maire, aber nicht einmal Licht zum Auskleiden, viel weniger etwas zu essen. Tages darauf fuhr mich ein anderer auf einem verdammten zweiräderigen Karren bis Lautern, etwa acht französische Meilen, doch nicht unter fünfundzwanzig Franken, so sehr ich ihm auch seine Unchristlichkeit gegen einen armen Gefangenen zu Gemüthe führte. Auch der Herr Maire, den ich um Rath und Hilfe bat, meinte ganz trocken, es wäre nicht zu viel. In Lautern, wo ich bequem wohnte, stellte ich traurige Betrachtungen über meine schwindende Kasse an, da zwei kleine Tagereisen mir schon weit mehr als das ganze Etappengeld gekostet hatten. Mein Wirth, der zu Allem bereit war, was ihn nichts kostete, gab sich selbst alle Mühe, eine wohlfeilere Fuhre für mich zu finden, allein vergebens! ich mußte abermals fünfundzwanzig Franken bis Zweibrücken bezahlen. Hier hatte ich das Glück, bei einem braven Arzt einquartirt zu werden, der nicht allein mich freundlich bewirthete, sondern auch, als ich ihm meine bedrängte Lage eröffnete, mir sogleich aus dem bösen Traume half, indem er ausrief: »Mein Gott! warum fahren Sie denn nicht mit der Diligence?

Das kostet weniger als die Hälfte, und Sie reisen sehr bequem."

Daran hätte ich freilich auch schon in Mainz denken können. Es war nur die Frage, ob die große Straße nicht von der Etappenstraße abweiche, und ob man auf der Diligence mit meiner feuille de route mich annehmen würde? Der Arzt versicherte, das sei alles einerlei, wenn ich mich nur in Soissons meldete; dieser Ort liege nur neun Lieues von Chateau Thierry, bis dahin ich mit der Diligence fahren und so den vierten Tag schon in Soissons eintreffen könnte. Er empfahl mich selbst dem Kondukteur, und die Reise von Zweibrücken bis Chateau Thierry kostete mich nicht mehr, als neunzig Franken, wobei ich also mehr als die Hälfte sparte und nicht mehr wie eine Schnecke zu kriechen brauchte.

Ich glaubte mich nach Elysium versetzt, als ich, statt auf einem vermaledeiten Tapecu, in einem schönen Wagen auf Schwungfedern geschaukelt wurde. Ich hatte nur einen einzigen Reisegefährten, einen ziemlich bejahrten Beamten aus Mainz, der in Geschäften nach Paris ging und noch den schönen, lebhaften Geist der alten Franzosen besaß. Wer ich sei? und wie ich heiße? fragte er nie, brauchte sich also in unsern politischen Gesprächen auch keinen Zwang anzuthun. Wenn er, als guter Buonapartist, den Russen gar zu übel mitspielte, machte ich ihm wohl bisweilen Einwendungen, die er nicht zu beantworten wußte; dann

schlief er gewöhnlich ein, und so vertrugen wir uns recht gut. Wir passirten Metz, Verdün und Chalons, und kamen am Neujahrsabend nach Epernay, dem berühmten Champagner-Orte. Mit einer Flasche vom besten Champagner begrüßten wir hier das neue Jahr 1813. Er war aus dem Moischen Keller, aus welchem die Russen nachher sechzigtausend Bouteillen sollen getrunken haben.

Noch in derselben Nacht fuhren wir weiter. Uns beide hatte der Wein recht lustig gemacht und als mein Gefährte vernahm, ich sei noch nie in Paris gewesen, malte er mir die dortigen Herrlichkeiten so süß, daß ich der Begierde, dieses Babylon zu sehen, unmöglich widerstehen konnte, zumal da ich bedachte, daß eine schnelle Auswechselung der Gefangenen doch möglich sei, und ich dann vielleicht nie wieder Gelegenheit haben würde, meinen Wunsch zu erfüllen. Wegen meiner Marschroute, die freilich bestimmt auf Soissons lautete, konnte ich, nach der Versicherung meines Reisegefährten, mich in Paris damit entschuldigen, daß keine Diligence von Chateau Thierry nach Soissons fuhr, wohl aber von Paris. Meinen Namen und Stand wußte er nicht, sonst hätte er vielleicht mehr Bedenklichkeiten geäußert. Der Kondukteur war es auch zufrieden, und so hatte ich wenigstens die Genugthuung, daß man einst nicht von mir sagen könne, ich sei in Rom gewesen und habe den Papst nicht gesehen.

In Chateau Thierry hatte unsere Gesellschaft sich um drei Personen vermehrt, einen Herrn und zwei Damen. Wir zwei alten Reisegefährten durften zwar, nach Recht und Herkommen, die ersten Plätze behaupten, allein wir überließen sie freiwillig den Damen und wurden dafür durch die liebenswürdigste Unterhaltung entschädigt.

Kurz vor unserer Ankunft in Paris setzte ich mich neben dem Kondukteur in das sogenannte Kabriolet (den bedeckten Bock), um der freien Aussicht zu genießen. Paris liegt aber so tief, daß man von dieser Seite nicht einmal eine Thurmspitze gewahr wird. Da gibt es auch keine Lustschlösser und schöne Gärten, wie vor Petersburg, sondern höchstens Gemüsegärten, die nicht einmal eingezäunt oder mit niedlichen Häusern versehen sind. So gelangt man bis zur Barriere, die auch wohl zierlicher sein könnte, denn sie besteht blos aus unangestrichenen Palisaden. Hier wurde der Wagen visitirt und zum Ueberfluß fährt noch ein Zöllner mit bis zu dem Bureau der Diligencen, um beim Abpacken gegenwärtig zu sein.

In der Vorstadt St. Denis vergnügten mich die glänzenden Buden und das rastlose Menschengewimmel mit fröhlichen und trübseligen Gesichtern. Als die Diligence ihr Bureau in der Straße notre dame de victoires erreicht hatte, wurde sie sogleich von einem Haufen gieriger Menschen umringt, die Faktors genannt werden, sich sehr dreist herandrängen und zur Bedienung aufdringen. So

hatte denn auch Einer mein Gepäck schon auf den Schultern, als es kaum abgeladen war, und, ohne mich zu fragen, rannte er so schnell davon, daß ich, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, die Grobheit begehen mußte, von meinen Reisegefährten keinen Abschied zu nehmen. Zum Glück hatte ich nicht weit zu gehen, denn es befand sich in derselben Straße ein Hotel, wo ich mir ein niedliches Zimmer wählte.

Als der Wirth mir meinen Paß abforderte, reichte ich ihm nicht ohne Furcht meine feuille de route. Er warf einen Blick hinein, sah mich verwundert an, schüttelte den Kopf und ging. Mir schwebte die Möglichkeit vor, daß die Polizei mich wohl sogleich wieder zum Thore hinaus transportiren könnte, um also doch wenigstens etwas von Paris gesehen zu haben, verschloß ich sogleich mein Zimmer und nahm mir vor, bis Abend herumzulaufen, so daß es schwer sein sollte, mich zu finden. Anfangs rannte ich nur aus einer Straße in die andere, wie ein gejagtes Reh, weil es mir immer vorkam, als ob Jedermann es mir an der Nase ansähe, daß ich nicht nach Paris gehörte. Ich verirrte mich auf den Platz Vendome und starrte Napoleon's Siegessäule an. Dann wollte ich nach dem palais royal, von dem ich so viel gehört hatte; aber wie den Weg dahin finden? Zum Glück wird man in keiner Stadt so schnell und gut zurecht gewiesen, als in Paris, denn ein Franzose versäumt keine Gelegenheit, in den Augen

eines Fremden etwas zu gelten. Kaum hatte ich die erste Bitte um Zurechtweisung ausgesprochen, so wußte ich auch schon: la première rue à droite — Vous traverserez la place des tuileries — Vous entrerez dans la rue au coin de la grosse tête — prenez toujours tout droit et Vous Vous trouverez devant le palais royal. Ich dankte, wiederholte meine Lektion und ging. Da sprengte Buonaparte mit einem großen Gefolge an mir vorbei und ich — mußte mich ja wohl tief verbeugen. Bewundernd ließ ich einen Triumphbogen hinter mir, an welchem Napoleon's Friedensschlüsse mit Oesterreich en bas relief sehr kunstreich dargestellt sind. Daß ich endlich im palais royal mich befand, bemerkte ich an der Dienstfertigkeit, die mich hier umgab. Der Eine nahm mir sehr höflich den Hut vom Kopfe, um ihn auszubürsten; der zweite bürstete mit vieler grace meinen Rock, der dritte putzte mir die Stiefeln, ein vierter hielt mir ein Zeitungsblatt unter die Nase, damit ich lesen sollte, wie viele Zähne der König von Rom schon gemacht habe. Ich rettete mich aus ihren Händen zum Restaurateur Very, der mit seiner dicken Ehehälfte in einem großen Spiegelsaale den ganzen Tag zwischen beefsteaks aux pommes de terre, cotelettes à la Marengo u. s. w. thront. Hier erquickte ich mich durch Austern, die sehr wohlfeil waren.

In den herrschenden Ton fand ich mich sehr bald. Man muß nämlich, beim Hereintreten in dieses Heiligthum der

Gourmands, der Wirthin eine leichte Verbeugung gleichsam hinwerfen, ein paar Takte aus einer Arie trällern, die Haare à l'incroyable in die Höhe streichen, in jedem Spiegel sich beäugeln, die Damen, wenn welche da sind, unverschämt lorgnettiren, sich auf einen Stuhl nicht setzen, sondern ausstrecken und aus vollem Halse garçon! la carte! schreien. Dann wird man prompt bedient, empfängt einige süße Blicke von der Wirthin, und bezahlt sehr theuer. Als ich nach dem Essen Lust bezeugte zu rauchen, schob man mich in eine Tabagie, wo man vor Qualm die Menschen kaum erkennen konnte. Man muß dem Rauchen sehr ergeben sein, um es unter diesen ehrlichen Flammländern auch nur fünf Minuten auszuhalten. Doch zurück konnte ich nicht mehr, denn der Garçon hatte durch den Nebel mich bereits erblickt und schob mir eine Pfeife in den Mund.

Ich danke Gott, als ich wieder unter den Colonnen war. Das palais royal mit allen seinen prächtigen Boutiquen und lockenden Freudenmädchen ist schon so oft und so gut beschrieben worden, daß ich mich wohl hüten werde, eine neue Schilderung zu wagen. Es ist ein wahrer Guckkasten, in welchem die Gegenstände so schnell wechseln, daß dem Anschauer fast schwindelt. Ich ließ mich eben so wieder hinausschieben, als ich hinein gekommen war, und schlenderte auf's Gerathewohl in den schönsten Straßen umher, bis ich ermüdete; da nahm ich mir ein Kabriolet, um ein wenig spaziren zu fahren, und verwunderte mich nicht we-

nig, als der Kutscher sich ohne Umstände neben mich setzte. Indessen geschieht das nur, wenn man nicht selbst die Pferde regieren will oder kann, denn sonst steht er hinten auf. Zerlumpt sah der Kerl aus und ein paar derbe Holzschuhe hatte er an den Füßen; aber doch sind diese Kabriolets noch die besten Miethequipagen, denn die Fiakres taugen gar nichts, Kutscher, Pferde und Wagen sind erbärmlich, und im Wagen herrscht ekelhafte Unreinlichkeit.

Wir fuhren über den Revolutionsplatz, wo die unglückliche königliche Familie gemordet worden; ich schauderte, mir war, als müßten die Bäume umher nie mehr grünen. Der schöne Anblick der Seine verwischte den traurigen Eindruck; die meisterhafte Brücke, pont des arts, scheint darüber zu schweben.

An der Pforte des Museum Napoleon, über welcher eine kolossale Büste Buonoparte's droht, entließ ich mein Kabriolet, kaufte mir den Katalog, bewunderte den Apoll von Belvedere, liebäugelte mit der Venus von Medicis, bedauerte den armen Jungen, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht, starrte die ungeheure Höhe der ägyptischen Antiken an, und stieg dann hinauf in die Gemäldegallerie, wo eben eine Kunstausstellung war, man folglich alte und neue Kunst vergleichen konnte. Es gehören nicht Stunden, sondern Monate, vielleicht Jahre dazu, um sagen zu können, man habe diese einzige Gallerie ganz gesehen, wie man sehen soll. Es war ein Taumel, eine Art von

Trunkenheit, in der ich mit der Menge auf und ab wogte. Ein Gemälde hat sich mir, als Russen, am tiefsten eingeprägt; Peter der Große im Sturme auf dem Ladoga-See, in einem kleinen Boote, wie der Steuermann den Muth verliert, der Czaar selbst ihm das Ruder aus der Hand reißt, und den Wellen glücklich Trotz bietet. Dies Gemälde ist außerordentlich wahr, wenigstens darf ich das, ohne Kenner zu sein, von den Haaren, die der Sturm zerzaust, und von der Brechung der Wellen sagen, da der Sturm mein eigenes Haar so oft zerzaust hat und die Wellen so oft über mich hingeschlagen sind.

Sehr nahe bei diesem Tempel der Kunst stand ein Italiener, der gleichsam eine Satyre auf die Kunst zu machen schien, denn er ließ den ganzen Tag zwei Affen in militärischer Kleidung exerciren. Den größern nannte er General Jako, der hatte sich behaglich in einen Voltairesstuhl gepflanzt, und prügelte den kleinern, der nur Sergeant war, wenn er mit seiner Flinte ein unrechtes Tempo angab. Wurde das Ding zu arg, so vergaß der Sergeant die Subordination und wollte den General beißen; dann gab es eine lustige Balgerei, bis der Italiener sich dazwischen legte.

Das Louvre, an dem ich nun vorüber ging, wird einst in seiner Vollendung ein herrliches Prachtgebäude sein, wenn nur die vielen darauf gekleckſten N nicht wären.

Ich bestieg zum zweiten Mal ein Kabriolet, ohne jedoch zu wissen, wohin ich fahren sollte. Der Kutscher schlug mir allerlei vor, unter andern auch das Narrenhaus, dahin mochte ich aber nicht, Narren kann man überall sehen. Endlich nannte er den **Jardin des plantes**, das **Cabinet de l'histoire naturelle.** Ja, rief ich, dahin führe mich. Rasch rollten wir durch viele enge Straßen und über den **pont d'Austerlitz**, eine herrliche Brücke von Eisen, an der mir, außer dem Namen, Alles gefiel. Mit Vergnügen zahlt man zwei Sous, um darüber fahren zu dürfen.

Den schönen Pflanzengarten muß man im Sommer sehen; das fiel mir zu spät ein, als ich durch ein Meer von gelben Blättern waten mußte. Ich begrüßte den Elephanten, für welchen ein neuer Palast und ein Bad von Quadersteinen gebaut wurde; ich stopfte mir die Ohren zu vor dem furchtbaren Geschrei aller der Vögel und Thiere; ich bewunderte die Geduld der Hyäne, die unaufhörlich von einer Wand zur andern sprang und die Zähne fletschte; ich warnte den kleinen Hund, der bei der Löwin saß und ihr die besten Stücke vor der Nase wegnahm; und aus dem Garten stieg ich hinauf in das bewundernswürdig geordnete Kabinet der Naturgeschichte, wo die täuschende Nachahmung in Wachs der innern Theile des menschlichen Körpers mich am meisten anzog. Die übrigen Gegenstände hatte ich fast alle in der Natur gesehen, außer der ägypti-

schen Mumie, die seit ein paar tausend Jahren so angenehm lächelt.

Auf dem Heimwege besuchte ich noch einmal das palais royal, den Mittelpunkt aller Thätigkeit und aller Freuden, ließ mich noch ein Weilchen herumschieben, und ging dann in die große Oper, wo das Orchester mich entzückte, und das Ballet, Nina, mir die vollkommenste Darstellung in ihrer Art schien. Die Zwischenakte sind unausstehlich. Es werden laute Conversationen über fünf Bänke weg gehalten, und das Ausschreien von Limonade, Orgeade, Punsch u. s. w. betäubt die Ohren.

Es war fast eilf Uhr, als ich in das, nun herrlich erleuchtete palais royal zurückkehrte und die wohlgeputzten Nymphen herumschweben sah, die Jedermann dutzen, und ihre Frechheit doch mit vieler Grazie zu vereinigen wissen. Zufällig trat ich in das caffé des aveugles und ergetzte mich am Spiel und Gesang von neun Blinden und einer blinden Frau so lange, daß ich erschrack, als ich beim Heraustreten gewahr wurde, daß schon viele Buden verschlossen waren. Die Glocke hatte Eins geschlagen.

Mit einiger Unruhe begab ich mich nach Hause, in der angenehmen Erwartung, Gensd'armen vorzufinden, die mir ein freies, aber nicht angenehmes Quartier anweisen würden. Wie froh war ich, als der Portier mir, ohne ein Wort zu sagen, den Schlüssel von meinem Zimmer einhändigte. Ich

fand ein loderndes Kaminfeuer und schlief sehr ruhig die erste Nacht in Paris.

Am andern Morgen in aller Frühe wurde an meine Thür geklopft, ich rief dreist, herein! und siehe, ein Grippe-Jésus, wie die Franzosen sie nennen, erschien. Es war der Oberst von der Gensd'amerie selbst. Je mehr er sich wunderte, daß ich so dreist gewesen nach Paris zu kommen, je mehr spielte ich den Einfältigen, dem die Geographie ein böhmisches Dorf ist, und der keine Idee davon hat, wo Soissons liegt. Statt Entschuldigungen zu machen, bat ich ihn vielmehr, noch einen Tag in Paris bleiben zu dürfen, weil es mir gar zu wohl gefalle. Er stutzte und erklärte es für unmöglich, mir einen längern Aufschub zu verwilligen. Sollte, dachte ich, die französische Eitelkeit mir widerstehen können? Ich fing an, Paris außerordentlich zu loben; setzte Petersburg dagegen herab; wünschte mir die Freude, wenn ich einmal nach Hause käme, recht viel erzählen zu können, besonders von der Dienstfertigkeit und Gefälligkeit der Franzosen, durch welche sie vor allen Nationen sich auszeichneten u. s. w. Er schmunzelte, erinnerte zwar noch, es sei jetzt doppelt gefährlich, mich hier zu lassen, da Napoleon gegenwärtig sei, gewährte mir jedoch meinen Wunsch unter der Bedingung, daß er mich sogleich in die Diligence nach Soissons einschreiben lasse, und mich am andern Morgen selbst dahin begleite.

Kaum war der Grippe-Jésus zur Thür hinaus, als ich auch schon mein gestriges Herumstreichen wieder begann. Im palais royal saßen die Menschen bei ihrem abscheulichen caffé au lait, der eigentlich lait au caffé heißen sollte, denn eigentlich ist es eine Schale voll Milch mit ein wenig Kaffee, für einen Deutschen ein widerliches Getränk.

Mir scheint, daß Petersburg bei weitem Paris übertreffe, durch seine herrlichen Straßen und Gebäude. Die Seine ist mit der Newa gar nicht zu vergleichen, ungerechnet die prächtigen Quais von Granit, die man sonst nirgend findet. Was ist der berühmte Pantheon gegen die neue kasanische Kirche! Ein Louvre haben wir zwar nicht, aber wie viele große und schöne Paläste! Freilich, was gesellige Zerstreuungen betrifft, da muß ich Paris den Vorzug lassen.

Am Abend besuchte ich die berühmten Spielhäuser, und beobachtete die gräßlichen Gesichter, die bei jedem Wurfe sich verlängern oder verkürzen, je nachdem Fortuna ihnen lächelt oder sie angrinst. Die Todtenstille wird nur selten, und immer nur durch Aechzen und Seufzen unterbrochen. Man vernimmt kein anderes Geräusch, als das der hölzernen Schaufeln, mit welchen die Spieler das Geld herbeischarren oder von sich stoßen. Auch Damen sah ich, die, wenn sie kein Geld mehr hatten, Ringe, Ohrringe, Kämme und dergleichen auf's Spiel setzten, gewinnend ihre sieben Sachen mit einem Verlust von fünf Procent wieder einlösten,

verlierend aber wüthend aufsprangen und den ersten besten Fremden um ein Darlehen ansprachen. Das letztere widerfuhr auch mir, so ärmlich ich auch aussah, und die Bittende war so hübsch, daß ich schwach genug war, ihr etwas zu geben, aber auch gleich mich aus dem Staube machte (Schmutz sollte es eigentlich hier heißen). Gerade über dem Spielhause, eine Treppe höher, wohnt ein Pistolenhändler, wo der unglückliche Spieler für seinen letzten Groschen sich eine Pistole kaufen und in sein Gehirn abdrücken kann.

Ich erholte mich im caffé des mille colonnes, so genannt von den Dutzend Säulen, die in den Spiegelwänden sich vervielfältigen. Die schönste Zierde dieses Kaffeehauses ist die Wirthin, die einst so berühmte belle Limonadière, die vormals in der Straße St. Honoré schlechte Limonade verkaufte, zu der aber alle Pariser strömten, um sie zu beäugeln, und die dadurch so reich wurde, daß sie nun, als Besitzerin des tausendsäuligen Kaffeehauses, mit Diamanten überladen, hinter einem Büffet thronte, welches allein dreißigtausend Franken gekostet haben soll. Sie ist wirklich die schönste Frau, die ich in meinem Leben gesehen habe.

Im theatre français sah ich das Trauerspiel Gabriele de Vergy, wo eine Liebende das Herz ihres Geliebten in einem goldenen Gefäße empfangen muß. Es wurde entsetzlich viel geschrien und gestikulirt. Ich habe keinen Sinn für solche Unnatur. Die Schauspielerin wurde sehr beklatscht

(vermuthlich Mademoiselle Duchesnois), mir schien sie der verstorbenen Madame Ohmann in Reval weit nachzustehen. Diese herrliche Frau ist und bleibt mein noch unübertroffenes Ideal. *)

Im palais royal, wohin ich nach dem Schauspiel zum letzten Male ging, begegnete ich zu meinem Erstaunen einem reich gekleideten Kosaken, der in einem Menschenstrome schwamm. Der unverhoffte Anblick eines Landsmannes versetzte mich in eine seltsame, froh-wehmüthige Stimmung. Ich drängte mich an ihn, und flüsterte ihm auf russisch die Frage in's Ohr: ob er ein Gefangener wäre? statt mir zu antworten, fiel er mir um den Hals. Eine Menge Neugieriger umringten uns sogleich. Ich fürchtete Verdacht zu erregen, und zog ihn schnell mit fort. Wir gingen Arm in Arm, Hunderte verfolgten uns. Er war bei Smolensk gefangen worden, und ein französischer General hatte ihn in seine Dienste genommen. Es gefiel ihm recht gut, nur das ewige Zudrängen der Neugierigen war ihm sehr lästig, obgleich er auf diese Weise oft auf fremde Kosten zechte. Ich fragte ihn etwas übel gelaunt, ob er Lust habe, in Frankreich zu bleiben? Herr! erwiederte er, ich bin ein Kosak und habe Frau und Kinder daheim.

Da sich das Gedränge um uns eher vermehrte als verminderte, ich auch einige lauernde Gensd'armen darunter

---

*) Der Verfasser hat Madame Bethmann nie gesehen.

erblickte, so ließ ich ihn plötzlich allein und verschwand, ohne mich an sein Rufen: Landsmann! zu kehren.

Ich eilte nach Hause. Gute Nacht, Paris! Am andern Morgen ließ der freundliche Oberst der Gensd'armerie sich gefallen, ein Frühstück bei mir einzunehmen, begleitete mich dann bis zu der Diligence, und verließ mich nicht eher, bis ich, zur Verwunderung aller meiner Reisegefährten, als russischer Offizier aufgerufen wurde und meinen Platz einnahm. Die Peitsche knallte, wir rollten fort.

Unter freundlichen, frohen Gesprächen erreichten wir Villers-Cotterets (noch sechs Meilen von Soissons) auf einem Wege, der beinahe schnurgerade, aber ohne liebliche Umgebungen war. Bei Villers-Cotterets fängt ein schöner Wald an, der bis zu den himmlischen Thälern von Soissons führt.

Eilftes Kapitel.

Soissons. Lage der Gefangenen daselbst.

Es war schon spät, als wir ankamen, doch meldete ich mich sogleich bei dem Kommandanten, der mich sehr höflich empfing und mir vorschlug, das Quartier des Majors Switschin vorläufig zu theilen, welches für uns beide Raum genug habe. Ich ließ mich sogleich dahin führen. Die Freude des Wiedersehens nach langer Trennung war unbeschreiblich. Auch mein Freund Hüne fand sich ein, und beide wollten mir kaum glauben, daß ich gerade aus Paris käme. Sie schienen mit Soissons sehr unzufrieden und klagten über Mangel. Ich erquickte und entzückte sie durch die frohe Botschaft, daß unsere erlauchte Großfürstin ihnen Unterstützung sende. Die Nachricht verbreitete sich alsobald; am andern Morgen bestürmten mich alle meine Unglücksgefährten und ich genoß das süße Vergnügen, indem ich die Wohlthaten der menschenfreundlichen Fürstin ausspendete, manches kummervolle Gesicht erheitert zu sehen.

Ehe ich weiter von meinem eigenen Schicksal rede, will ich dem Leser kurz erzählen, wie die Gefangenen in Frankreich lebten und wie sie behandelt wurden. Vielleicht wird es Manchem von Nutzen sein, der künftig in eine ähnliche

Lage kommen könnte; er wird dann schon wissen, was wir durch eine anderthalbjährige bittere Erfahrung gelernt haben. Manche haben mehr, Manche weniger gelitten; zu den letztern gehöre ich selbst. Zwar ist später eine meiner Handlungen (es möge nun Leidenschaft oder Leichtsinn ihr zum Grunde gelegen haben) sehr streng geahndet worden, doch da hatten die Franzosen ganz Recht, und auch das mag Andern zur Warnung dienen.

Sobald der Gefangene beim Kommandanten sich gemeldet hatte, mußte er noch einen Eid unterzeichnen, wie den in Mainz, doch mit dem Zusatz, daß er nie sich weiter als eine halbe Lieue von der Stadt entfernen wolle. Dann bekam er freies Quartier auf drei Tage, doch ohne Verpflegung. Nach Verlauf derselben mußte er bei einem Bürger sich einmiethen für sein eigenes Geld, auch sich in die Kost begeben, wenn er es bestreiten konnte. Ein General erhielt monatlich hundertfünfzig Franken, ein Oberst hundert, ein Oberstlieutenant und Major fünfundsiebzig, ein Kapitän fünfzig, ein Lieutenant oder Fähnrich neunundzwanzig. Die Unteroffiziere und Soldaten hatten es am besten, denn die bekamen, außer etwas Geld, noch Brot und Fleisch, waren also wenigstens vor Hunger gesichert. Man ersieht aus Obigem, daß ein General ohne Noth, ein Oberst passabel, ein Oberstlieutenant und Major zur Noth leben konnten, die Subalternoffiziere hingegen hatten es schlimm. Essen konnten sie zwar für neunundzwanzig

Franken, aber womit sollten sie Wohnung, Wäsche, Kleider, Stiefeln bezahlen? — In den ersten Monaten, wo Jeder noch Etwas übrig hatte, ging es so ziemlich, doch in der Folge nagte die Zeit dermaßen an unserer Bekleidung, daß Füße und Ellenbogen hervorguckten. Soissons ist eine wohlhabende Stadt von sechstausend Einwohnern, doch keinen rührte unsere Noth.

Während der ersten drei Tage hatten einige Bürger ihrer Einquartierung die Kost gereicht, dann aber sie ohne Barmherzigkeit aus dem Hause gejagt. Und das waren noch die besten; die übrigen gaben nichts, der Gefangene mußte bei seinen Kameraden das Brot betteln. Hätte man jedem Gefangenen, gleich bei seiner Ankunft, einen monatlichen Gehalt vorausbezahlt, so hätte Jeder sich einrichten können. Aber das schien der Regierung zu gefährlich, denn Mancher hätte, vor Ablauf des Monats, sterben können und würde folglich mehr bekommen haben, als ihm zukam. Nun war aber in ganz Soissons (ich rufe zweihundert Gefährten zu Zeugen auf) auch nicht ein einziger Bäcker, der, selbst unter Bürgschaft des Kommandanten, Brot auf Kredit gab; folglich mußten Viele im eigentlichsten Verstande betteln.

Das Klima in Frankreich ist allerdings sehr schön, aber im Winter wird es doch auch tüchtig kalt, und, da die Stuben durch Oefen nicht zu heizen sind, so übertraf für uns arme Nordländer die Qual des Frostes fast noch

die des Hungers. An Beschäftigung war bei solcher Kälte vollends gar nicht zu denken; man hatte genug zu thun, durch Hauchen die Hände beweglich zu erhalten. Um den Frost abzuwehren, krochen die armen Gefangenen zu zwanzig und dreißig in eine Stube zusammen, verstopften Fenster und Thüren nach Möglichkeit, und hofften durch ihre eigene Ausdünstung die Atmosphäre zu erwärmen. Aber die leichte Bauart der Häuser, die Kamine, welche einen ewigen Zugwind ausspien, und die kalten, nur mit Backsteinen belegten Dielen vereitelten auch diese Hoffnung. Nur der Geselligkeit wegen wurden diese Versammlungen fortgesetzt, und weil es doch eine Art von Trost war, in Gesellschaft zu leiden und zu klagen. Außer dem Major Switschin, bei dem ich wohnte, und noch einem einzigen unserer Unglücksgefährten, konnte Niemand die Kosten aufbringen, sein Zimmer zu heizen, denn das Holz war entsetzlich theuer. Darum kamen unsere besten Bekannten schon früh morgens und blieben bei uns bis zum Schlafengehen. Bisweilen besuchten wir auch unsere frierenden Kameraden und froren mit ihnen, damit sie nicht glauben möchten, wir mieden sie, weil wir es besser hätten. So ein sejour parmi des véritables malheureux (wie die Franzosen selbst uns nannten) verstimmte uns aber gewöhnlich auf mehrere Tage, denn wir fanden nichts als bleiche, hohläugige Gesichter, Gram und Mangel; wir hörten nichts als Klagen.

Endlich fand sich doch ein spekulirendes Franzosengenie, welches täglich ein großes Zimmer für die Gefangenen heizte, wofür Jeder monatlich einen Franken zahlte. Der Herr Wirth profitirte um so mehr dabei, da er bei dieser Gelegenheit viel schlechten Branntwein theuer verkaufte. Beim Kommandanten hatte er sich das Vorrecht auszuwirken gewußt, daß sonst kein Kaufmann in der Stadt uns Etwas auf Kredit geben durfte, seine Forderung aber monatlich von unserm Gehalte abgezogen würde. Da bekamen freilich Manche sehr wenig heraus, denn, ungewohnt ihre Ausgaben auf Einen Sous zu berechnen, ließen sie oft durch Kälte und leeren Magen sich verleiten, einen Labetrunk mehr zu sich zu nehmen, als sie eigentlich bezahlen konnten. Dann wurde der Kommandant von den Hungernden so oft bestürmt, bis er endlich festsetzte, daß auf dreizehn Franken monatlich für Brot unter keiner Bedingung Beschlag gelegt werden konnte. Die Meisten trugen diese dreizehn Franken sogleich zum Bäcker, und sicherten dadurch auf einen Monat wenigstens den Bissen Brot, dessen sie täglich bedurften; allein es gab immer auch einige Schwache, die dem Reize nicht widerstehen konnten, sich nun einmal Etwas zu gute zu thun; solche vertranken ihr Geld, hungerten hinterdrein, und schlichen wie Schatten umher. Mit jedem Monate mehrten sich ihre Schulden, ihr Mangel, ihr Gram, ihr Elend, bis man eines Morgens den russischen Priester und ein paar Tage später einen Offizier todt im Bette fand.

Dieser Vorfall machte endlich den Kommandanten stutzig. Er ließ einige der vornehmsten Offiziere zu einer Unterredung einladen, zu welcher auch ich als Sprachkundiger gezogen wurde. Nach langem Ueberlegen wurde beschlossen, künftig solle dem Gefangenen nichts weiter abgezogen werden, als was er dem Bäcker und Fleischer schuldig sei. Wer ihnen sonst freiwillig kreditiren wollte, möchte es auf eigene Gefahr thun, denn Klagen sollten ferner nicht angenommen werden. Das rettete Manchen von Verzweiflung. Auch kam das Frühjahr, der Sommer, die Heizung wurde überflüssig. Das Gemüse war ziemlich wohlfeil, einige fischten auch wohl den ganzen Tag, und so erholten sich Manche.

Doch wenn der Magen versorgt war, so forderte der nackte Körper sein Recht. Die Meisten schliefen auf ihren Kleidern und deckten sich damit zu, nutzten sie folglich doppelt ab. Auf den Straßen zerlumpt herum wankend, mußte man sie durchaus für Bettler halten, zumal da sie auch Alle lange Stäbe trugen. Wenn Revue über uns gehalten wurde, welches zweimal wöchentlich geschah, hätte man von den Zuschauern für das tragi-komische Schauspiel Einlaßgeld fordern können. Die unbarmherzigen Einwohner sahen es mit an und lachten.

Einige Phänomene gab es doch auch unter uns, zum Beispiel mein guter Freund, der würdige Doktor Küne, der mit neunundbreißig Franken monatlich auf einem Dach-

stübchen saß, den ganzen Tag studirte und Tabak rauchte, und sich in fünf Monaten einen neuen Ueberrock und ein paar neue Stiefeln abgehungert hatte. Er büßte es aber mit seiner Gesundheit und würde in einem Monate, welchen er sehr krank zubrachte, Alles wieder zugesetzt haben, wenn nicht ein reicher Apotheker, der seine chemischen Kenntnisse hatte schätzen lernen, ihm die Arzenei gratis geliefert hätte.

Im Allgemeinen waren und blieben die Einwohner mißtrauisch und eigennützig vom ersten Tage bis zum letzten, obgleich sie hätten wissen sollen, daß unser Kaiser bei jedem Friedensschluß die Schulden seiner gefangenen Unterthanen bezahlt, und diejenigen, welche sich wohlthätig gegen die Unglücklichen bewiesen, noch obendrein großmüthig beschenkt hat.

Unter vierzig Franken war kein Quartier mit Verpflegung zu bekommen, folglich konnten nur Wenige des Glückes theilhaftig werden, in ordentlichen Häusern Unterhaltung zu finden und nebenher die französische Sprache spielend zu erlernen. Daher lebte der größte Theil der Gefangenen im sogenannten Artels, wo mehrere zusammentraten und Einen unter sich zum Wirthschaftsführer wählten. Das blieb immer eine jämmerliche Existenz; denn erstens machten sich die Bauern kein Gewissen, die Russen auf dem Markte zu betrügen; zweitens war das Holz allzutheuer; drittens mußte man das nothwendigste Küchengeräth anschaffen; viertens zu rechter Zeit Vorräthe

auffaufen, wenn man nicht nachher doppelt bezahlen wollte. Wovon aber Vorrath kaufen, wenn man kaum den Bissen aus der Hand in den Mund bezahlen konnte? und gesetzt, wir wurden unvermuthet ausgewechselt, wer hätte uns dann den Vorrath wieder abgenommen?

Hätte die Regierung uns Brot und Fleisch gegeben, und die Einwohner verpflichtet, uns das letztere mit Gemüse zu kochen, so würde keiner gehungert und doch die Regierung selbst dabei gespart haben. Ja, wäre es nur erlaubt gewesen, offene Briefe nach Hause zu schicken, wie mancher Noth würde diese Erlaubniß, ohne alle Gefahr des Verraths, abgeholfen haben. Die Engländer und Spanier standen mit den Franzosen auf diesem Fuße und keiner derselben hat Noth gelitten, indessen wir zwar hundertmal schrieben, allein nie eine Antwort oder Unterstützung empfingen, aus der natürlichen Ursache, weil unsere Briefe nicht ankamen.

Uebrigens belief sich die ganze Anzahl der gefangenen Offiziere während des langen Krieges nur auf zweihundertundsechzig, worunter ein General und wenigstens sechzig Civilpersonen (mit Offiziers-Rang), größtentheils Gutsbesitzer, die man, ohne zu wissen warum, aus dem Schooße ihrer Familien gerissen und für Kriegsgefangene erklärt hatte.

Nun noch ein Wort von der Stadt Soissons, deren Bauart, mit wenigen Ausnahmen, in ganz Frankreich dieselbe ist. Soissons war vor alten Zeiten, unter Louis Débonnaire, eine Residenz, und man sieht noch die Ueberreste des Schlosses. Die ehemaligen Befestigungen der Stadt sind jetzt mit sehr schönen Bäumen besetzt, und gewähren einen lieblichen, schattenreichen Spazirgang mit herrlicher Aussicht. Der Fluß Aisne theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, der nach Laon zu gelegene ist der kleinste. Der schöne Strom schlängelt sich durch ein prächtiges Thal und verliert sich in den Gebirgen nach Compiegne zu. Soissons selbst liegt in einem, von Weinbergen bekränzten Kessel, aus welchem man in fünf lange, mit Dörfern und Schlössern besäte Thäler blickt, die gleich Strahlen aus dem Kessel auszugehen scheinen. Alle Chausseen sind mit Bäumen besetzt, vorzüglich die nach Laon zu, wo man fünfviertel Lieue weit zwischen einer sechsfachen Reihe alter Bäume wandelt, auch hin und wieder auf Baumgruppen und zuletzt auf den Fluß stößt, an dessen jenseitigem Ufer ein allerliebstes Schloß das point de vue macht. Ungefähr in der Mitte dieser langen Allee ist ein Platz mit Lauben umgeben, wo Sonntags die bourgeoisie tanzt. Der angenehmste Spazirgang liegt auf dem Wege nach Compiegne und heißt bois de Plexe. Schade, daß dieses schöne Gehölz allzusehr gereinigt ist, wodurch viele Singvögel verscheucht worden. — Eine besonders schöne Lage hat auch das Schloß Vaubin auf der Straße nach

Paris. Der Besitzer desselben ist der bekannte Gelehrte Pougins, ein Mann von sechzig Jahren, seit vierzig Jahren blind, aber von dem lebhaftesten Geiste, jetzt an einem allgemeinen Wörterbuche arbeitend und mit vielen Akademien in Korrespondenz. Seine Gattin ist eine liebenswürdige Engländerin. Die ganze Gegend spricht mit Achtung von diesem edlen Paare. Mich lud er vorzugsweise zu sich ein, da er meinen Vater kennt und achtet. Sein Studirzimmer war ganz mit grünem Tuch ausgeschlagen, und er saß noch überdies in einer Laube oder Hütte von grüner Pappe, wo er seinem Sekretär diktirte.

Durch Lage, Bauart und Geschmack der Anlagen zeichnete sich auch besonders das Schloß der Generalin Dulolois aus, die aber, eine traurende Strohwitwe, in dem von ihr geschaffenen Paradiese umherwandelte, denn ihr Mann war bei der Armee. Sie ist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Unweit von da liegt das Kloster St. Michel, in welches die unnatürlichen Kinder des Königs Louis Dèbonnaire ihren Vater sperrten. Man liest noch jetzt die eingekratzten Worte an der Wand seines Kerkers: »ich bin ein unglücklicher König und Vater! meine eigenen Kinder haben mich hier eingekerkert!« Ob er sie aber selbst geschrieben hat, wie man behauptet, das möchte ich nicht verbürgen. Jetzt ist ein dummer, reicher Lederfabrikant Besitzer dieses Klosters.

Die kleinen französischen Städte haben gewöhnlich sehr enge Straßen, im Durchschnitt Häuser von zwei Stockwerken, hoch aber nicht breit, mit einer häßlichen grauen Farbe angestrichen, die von Jahr zu Jahr dunkler wird. Die Bausteine kann man sägen und schneiden, sie werden aber mit der Zeit immer härter. Im Erdgeschoß sind Buden. Wenige Häuser haben mehr wie vier Fenster nach der Straße, die meisten nur drei, auch zwei. In Soissons enthielten viele Häuser nur drei Zimmer, unten die Küche, zugleich das Wohnzimmer bildend, oben das Schlafzimmer und unter dem Dache noch ein Stübchen zu vermiethen oder für die Bedienung. In jedem Zimmer ist ein Kamin. Die Dielen sind von Backsteinen, häufiger noch bestehen sie blos in einer aufgeschmierten Lehmmasse, die, wenn sie trocken wird, beim Ausfegen den abscheulichsten Staub verursacht. In zwei Jahren ist so eine Diele entweder ganz weggefegt, oder so ungleich, so tief gefurcht, daß man die Beine darauf brechen kann. Die Fenster haben kleine schlechte Scheiben und Jalousien. Die Decke ist selten von Gyps, gewöhnlich schlecht geweißte Balken. Die Wände sind mit buntem Papier beklebt. Strohstühle, unzierliche Tische, große, breite Bettstellen, doch ohne Ohrkissen, das sind die Möbeln alle. Sofas findet man selten. Durch das niedrige Schlafen glauben die Franzosen einen schönen Wuchs zu erhalten; gewisser ist, daß sie aus dieser Ursache alle schnarchen und, bei dem ewigen An-

drang des Blutes nach dem Kopfe, beständig Kopfschmerzen haben.

Die Kirchen sind sehr alte, majestätische Gebäude im gothischen Geschmack. — An Markttagen füllt der ganze Marktplatz sich mit Eseln, und bei dieser Gelegenheit muß ich des spekulativen Monsieur Defrance erwähnen, eines Tabakhändlers, der dicht am Markte wohnt, und seinen Hof für diese Tage an die Esel vermiethet. Jeder Bauer gibt ihm den seinigen aufzuheben, um ruhig seine Waren herumtragen zu können. Dafür zahlt jeder zwei Sous, welches dem Herrn Defrance wöchentlich dreihundert Sous einträgt, wogegen aber seine liebenswürdige, gebildete Tochter die Esel hüten muß.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Soissons.

Einen Monat lang wohnte ich mit dem Major Switschin zusammen bei dem Perückenmacher Ancri, und wir speisten aus einem Wirthshause, bis wir besser bekannt sein würden, um uns wohlfeiler einzurichten. Das war für den Major weniger nothwendig, als für mich, der ich fünfundzwanzig Franken weniger einzunehmen hatte und auch sonst schlechter equipirt war. Er hatte Gründe, dieses Quartier nicht zu verlassen, ich aber mußte mir ein Haus suchen, wo man mich in die Kost nähme. Anfangs schien es meine Bestimmung, unter den Haarkräuslern von Soissons zu leben, denn ich fand nirgends Unterkommen, als bei dem Perückenmacher Choselet, bei dem es übrigens weit eleganter zuging, als bei Herrn Ancri. Seine geschwätzige, muntere, witzige Frau machte die Honneurs des Hauses recht anständig, und es gelang ihr nicht selten, den armen Gefangenen aufzuheitern. Das einzige Unangenehme war, daß die Gesellen mit bei Tische saßen, Bursche, die oft unter den Tisch gehört hätten.

Für ein niedliches Zimmer nebst Bettzeug (welches monatlich Einmal gewechselt wurde), und Beköstigung zahlte ich monatlich fünfzig Franken, also meinen ganzen

Gehalt; im Grunde doch sehr wohlfeil. Die Art zu leben ist, unter dieser Klasse, in ganz Frankreich folgende: Um acht Uhr Morgens tritt der Bürger vor seine Hausthür, schreit politische Neuigkeiten über die Straße hinüber, und verzehrt dabei sein Frühstück, bestehend in Brot und Käse, wozu jeder sein Messer bei sich führen muß. Dann heißt es à revoir! Jeder trinkt in der Stube sauren Wein, wird von der Frau ein wenig ausgezankt und geht dann an die Arbeit. Dasselbe Frühstück wurde auch mir zu Theil, doch nicht auf meinem Zimmer, sondern ich mußte herunter kommen und Gesellschaft leisten. Um ein Uhr speist der ärmere Bürger zu Mittag, der reichere um drei oder vier. Den ganzen Morgen über hat ein Topf am Feuer gekocht, dessen Inhalt wird nun in eine Schüssel gegossen: einige Pfund Fleisch, ein Kohlkopf, ein Paar Zwiebeln, rothe Rüben, Petersilie, kurz jede Gattung von Gemüse, nur nicht Kartoffeln; dann wird alles, was einige Festigkeit hat, wieder herausgefischt, und auf eine zweite Schüssel gelegt. In die Brühe schneidet die Wirthin Brot, und sogleich erschallt es im ganzen Hause: la soupe est trempée! Mit zwei Sprüngen flog ich die Treppe hinunter, aber meiner Corpulenz wegen nannte die spaßhafte Frau mich nur den oiseau de plomb, den bleiernen Vogel.

Die Suppe war nicht unkräftig, aber das sieben Stunden lang gekochte Fleisch hatte natürlich weder Saft noch Kraft, es wurde mit Löffeln und einer guten Senfbrühe

gegessen. Das saure Getränk wage ich nicht, Wein zu nennen; meine Landsleute werden mich verstehen, wenn ich sie an schlechten, mit Wasser verdünnten Krohnsbeerensaft erinnere. Die Franzosen haben ganz Recht, bei jedem Glase dem Trinkenden Gesundheit anzuwünschen, denn wer dabei gesund bleibt, hat es wohl nur dem christlichen Wunsche zu verdanken.

Nach der zweiten Schüssel schlichen die Gesellen träge davon, wir aber labten uns noch an dem über alle Maßen gesalzenen und gepfefferten Gemüse, welches an Sonn- und Feiertagen noch durch ein paar bescheidene Würstchen geziert wurde. Braten kam äußerst selten auf den Tisch, allein Dessert fehlte nie, bestehend in allen Gattungen von Früchten, welche die Jahreszeit lieferte, und die sehr wohlfeil waren. Abends gab es einen Eierkuchen und abermals Früchte. Bei diesen leichten Speisen verdarb ein Deutscher oder gar ein Russe sich nie den Magen, allein der Franzose bedarf nicht mehr.

Die geistige Nahrung ist weit schlechter. Von Gastfreiheit hat der Franzose keinen Begriff. Wer ihn bei Tische trifft, dem bietet er einen Stuhl, aber sonst nichts, und ißt ruhig fort. Im Winter bekommt der Fremde den ersten Platz am Kamin, wo die Nasenspitze glüht, während der Rücken schaudert, und in der Ecke des Zimmers das Wasser im Glase friert. Wer auf diese Weise einen Abend hindurch sich die Hände gerieben hat, der sagt am andern

Tage: jai passé la soirée chez Monsieur un tel. Einige der Gefangenen genossen die Ehre, durch gedruckte Karten zum Präfekten eingeladen zu werden, pour y passer la soirée. Sie meinten, sich da einmal recht gütlich zu thun, und sparten am Mittagsbrote, aber es schlug zehn und eilf, sie hatten gefroren und mußten gehen. Selbst die Reichsten geben nur bei außerordentlichen Familienvorfällen einmal zu essen. Auf ihren sogenannten Bällen schnarren zwei alte Geigen; ist eine Trommel dabei, so ist die Musik vollständig. Sie haben nur Eine, aber eine schöne Quadrille, die mehr einem Ballet gleicht; in ganz Soissons verstand nur Ein Paar, sie wirklich zu tanzen, aber Alle hüpften mit. Der Geiger kommandirt zugleich laut die Touren.

Bisweilen wird auch am Kamin ein Pfänderspiel gespielt. Ein glimmendes Stückchen Holz geht von Hand zu Hand, wobei Jeder sagt: mon petit bon homme vit encore; derjenige, bei dem der letzte Funke verlöscht, gibt ein Pfand. Die Russen haben ein ähnliches Spiel. Ein anderes ist der Chevalier Cornard (Ritter Hahnrei), woran jedoch die Männer selten Theil nehmen, weil sie dergleichen auch im Spaß nicht lieben.

Für Musik haben die Franzosen im Allgemeinen wenig Sinn, daher man auch selten ein Klavier im Hause findet. In ganz Soissons waren deren nur sechs, wovon noch die Hälfte zu Pensionsanstalten gehörte. Daher sind auch ihre Gesellschaften um so viel langweiliger als bei

uns, wo fast alle junge Mädchen durch Gesang und Spiel erfreuen, oder wenigstens einen Tanz klimpern, nach welchem die anwesende Jugend froh herum hüpft, während die Alten sich besprechen. Die Franzosen hingegen lernen von Jugend auf im Kreise sitzen und schwadronniren; darum sind sie auch eine so gesprächige Nation. Freilich, alte, unterrichtete Franzosen hört man gern schwatzen, aber die jetzige Revolutionsjugend — o weh!

Der französische Bauer ist mir dümmer vorgekommen, als der russische, dabei unverschämt und stinkend geizig. Ein russischer Bauer, den man in seiner Wohnung besucht, wann läßt er sich jemals ein Glas Milch bezahlen? Kein französischer Bauer kann lesen oder gar schreiben. Selbst im Bürgerstande gilt es für eine ausgezeichnete Erziehung, wenn man von einem Mädchen sagen kann: Elle écrit bien sa langue (sie schreibt ihre Sprache gut). Auch die Lebensweise der Bauern ist höchst elend. Fleisch essen sie selten. Ihre Kleidung ist ein Kittel von blauer Leinwand, hie und da mit Figuren von weißem Zwirn geziert. Ihre plumpen Holzschuhe machen einen unerträglichen Lärm, besonders wenn sie Billard spielen, denn sie drängen sich nicht selten mit bedeckten Häuptern in die Kaffeehäuser, schreien ihren jargon, rauchen Fusel, trinken Bier und spielen Mariage. Das ist die große Nation! — Unbeschreiblich ist der Schmutz, der in den Bauerhäusern regiert. Um den Wein beneide man sie nicht, sie müssen ihn sauer verdienen, und er ist fürwahr schlechter als der russische Quaß.

Wenn man alles das kennt, gesehen und geschmeckt hat, so wird man noch mehr durch die unverschämten Ansprüche empört, welche die französischen Truppen in fremden Ländern machen.

Fast zwei Monate hatte ich bei dem Haarkräusler Choselet zugebracht, als ich zufällig erfuhr, daß ein gewisser Doktor Letierce gleichfalls ein Zimmer nebst Beköstigung zu vermiethen gesonnen sei. Das glaubte ich vorziehen zu müssen und hatte mich nicht geirrt. Ich fand in ihm einen äußerst braven, rechtschaffenen Mann, weit entfernt von aller französischen Windbeutelei; in seiner Gattin eine sehr gebildete, lebhafte Frau, die für schön galt, weil sie blond war. Hübsch konnte man sie allerdings nennen; allein ihre Tochter, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, war doch weit hübscher, dabei so herzlich, so unschuldig, so offen, daß man jeden Gedanken in ihren Augen las, und gut erzogen, denn — elle écrivoit bien sa langue. Außerdem war da noch ein Sohn von vierzehn Jahren und eine wackere alte Großmutter. Freilich mußte ich hier zehn Franken mehr bezahlen, aber welche Vortheile für Geist und Herz!

Am 1. April 1813, in einer guten gesegneten Stunde, zog ich zu diesen braven Leuten; ein Entschluß, der mich vor Elend und Müßiggang bewahrt — den größten Theil meiner Gefangenschaft in einen angenehmen, lehrreichen Aufenthalt verwandelt — mir Vater, Mutter, Bruder und

Schwester gegeben und ein Band geknüpft hat, welches nur mit meinem Leben zerreißen wird! — Möchte jeder Unglückliche in meiner Lage einen Letierce finden!

Das Haus dieses wackern Mannes stand, selbst in dem leichtsinnigen Soissons, in dem Rufe, daß man da lebe, wie vor der Revolution, das heißt: Sittlichkeit, Anstand und Ordnung herrschten darin. Unentgeltlich besuchte der Doktor die Kranken im Hôtel dieu noch vor dem Frühstück. Wenn er von da heimkehrte, und die Kinder, ihn laut begrüßend, ihm entgegeneilten, so kam auch ich herunter und erquickte mich an der gegenseitigen Herzlichkeit. Der Hausvater hatte dann schon so viele Menschen gesehen und gesprochen, daß er uns die Neuigkeiten des Tages mittheilen konnte. Nach dem Frühstück ritt er zu den Kranken in den umliegenden Gegenden, wo er eine sehr ausgebreitete Praxis hatte. Gegen drei Uhr kam er zurück. Während dem unterrichtete ich die beiden Kinder in der deutschen Sprache, Arithmetik, Geographie und im Zeichnen, wogegen die Tochter mich in ihrer Muttersprache vervollkommte, indem sie mir dictirte, mich übersetzen ließ und analysirte. Die Mutter war indessen mit der Küche beschäftigt, welche, wie schon erwähnt, in Frankreich einen Theil des Wohnzimmers ausmacht. Allein dies Geschäft war gewöhnlich bald abgethan, und dann setzte sie sich mit ihrer Arbeit zu uns und nahm, lobend oder tadelnd, Theil am Unterricht, je nachdem die Kinder fleißig oder nachlässig gewesen waren. Mich verschonte sie eben so wenig, wenn

die Reihe zu lernen an mich kam. Ueberhaupt wurde mir jeder Sprachfehler von der ganzen Familie aufgemutzt, und ich mußte das Wort so lange nachsprechen, bis ich es richtig gefaßt hatte. Kaum waren auf diese Weise einige Wochen vergangen, als ich schon ganz zur Familie gehörte, die alle ihre Leiden und Freuden mit mir theilte und kein Geheimniß vor mir hatte; welches Zutrauen ich denn auch eben so herzlich erwiederte.

Gegen drei Uhr sah die Mutter schon oft durch das Fenster nach ihrem Gatten aus, und dann hieß es: »Kinder! es ist drei Uhr, der Vater wird bald kommen, der Tisch muß gedeckt werden.« Dann wurden Bücher und Cahiers schnell bei Seite geworfen, und Jeder half beim Tischdecken. Ließ Pferdegetrappel sich vernehmen, so liefen Alle zur Pforte mit dem Geschrei: Papa! Papa! und beneidet wurde von den übrigen, wer den ersten freundlichen Gruß erhaschte. Dann folgte die frugale, doch kräftige Mahlzeit und der Wein war nicht sauer. Der Vater erzählte, was ihm begegnet, und wir erzählten, was wir getrieben, und ernteten, je nachdem wir es verdient, Lob oder Tadel ein; der letztere wurde jedoch stets auf die liebevollste Weise ausgedrückt.

Nach Tische ging es in den kleinen Garten, wo wir sämmtlich Krieg gegen die Raupen und das Unkraut führten. Nach einer guten Stunde setzten sich die Damen an ihre Handarbeit, ich las ihnen vor, oder zeichnete u. dgl.

Herr Letierce besuchte indessen abermals die Kranken in der Stadt und kam Punkt sechs Uhr nach Hause. War es nicht mehr zu heiß, so gingen wir vor das Thor spaziren, wo in solcher Gesellschaft die herrlichen Gegenden verdoppelten Reiz gewannen. Auf diesen Spazirgängen besuchten wir oft den armen blinden Pougins, dessen Arzt Letierce war, und der uns jederzeit mit Liebe aufnahm. Oft gingen wir auch durch Dörfer, in welchen manche Einwohner unserm Hausvater das Leben verdankten, und sich hastig herzudrängten, sobald seine Gegenwart ruchbar wurde. Schnell bildeten Alt und Jung einen Kreis um uns, jeder schüttelte treuherzig die Hand seines Wohlthäters, der sich nach ihrem Befinden erkundigte, heilsame Vorschriften gab, mitunter scherzte, politische Neuigkeiten erzählte, auch daß es mit den Russen (indem er auf mich deutete) sich ganz gut leben lasse. Sie wollten aber nie glauben, daß ich ein Russe sei, denn die in Soissons trügen Schnurrbärte und kleine grüne Mützen. Es wurden uns allerlei Erfrischungen aufgedrungen und beim Weggehen brachten hübsche Bauermädchen uns gewöhnlich noch so viele Blumen, daß unsere Zimmer in der Stadt wie Treibhäuser aussahen. Diese täglichen Spazirgänge stellten wir nach verschiedenen Richtungen an, so daß wir ungefähr am sechsten Tage wieder auf die erste Stelle kamen. Das hatten sich die Landleute gemerkt und waren nicht selten empfindlich, wenn durch irgend ein Hinderniß wir uns einige Tage verspätet hatten.

Gegen neun Uhr pflegten wir nach Hause zu kommen. Während dem hatte die Großmutter den Tisch gedeckt und die schönsten Spargel kochten schon am Kamin. Hungrig ruhten wir im Garten, bis der willkommene Ruf erscholl: à table, mes enfans! Die Mahlzeit bestand Abends nur aus Gemüse. Nach dem Essen saßen wir noch oft bis eilf Uhr im Garten, und die Damen erlaubten mir, eine Pfeife Tabak zu rauchen (in Frankreich eine große Vergünstigung), doch unter der Bedingung, daß ich die düngende Asche jedesmal an der Wurzel eines Baumes ausklopfen mußte.

So glücklich habe ich acht Monate verlebt! Freilich vernachläßigte ich darüber meine Kameraden, die weniger vielleicht mit dem Mangel als mit der Langeweile zu kämpfen hatten. Doch gab es auch sehr gebildete Leute unter ihnen; zum Beispiel den, durch Herz und Geist sehr ausgezeichneten, biedern General Tutschkoff, meine Freunde Switschin und Hüne, den braven Baron Hahn, den Obersten Mengden, den Fürsten Putätin. Jeden Nachmittag besuchten mich meine lieben Freunde, Doktor Kühne und Haberland, um sich durch meinen Unterricht mehr Fertigkeit im Russischen zu erwerben. Mit diesen Allen blieb ich stets in traulichen Verhältnissen; sie nahmen es mir nicht übel, wenn sie mich bisweilen eine Woche lang nicht sahen und neckten mich blos gutmüthig.

Leider konnte ja auch die Unterhaltung der Gefangenen nicht anziehend sein, denn sie drehte sich ewig um das Un-

glück der unterbrochenen militärischen Laufbahn. »Der und der,« hieß es, »ist Oberst oder gar General geworden! ich war schon Major, als er nur noch Fähnrich war! Der und der hat einen Orden bekommen; wäre ich nicht gefangen worden, den müßte ich nun auch schon haben,« u. s. w.

Doch nicht blos um solche Litaneien seltener zu hören, blieb ich weg, sondern auch um zu keiner Ausgabe verleitet zu werden, da mein Kostgeld ohnehin meinen ganzen Gehalt überstieg und ich lieber trocken Brot gegessen hätte, als meinem biedern Wirthe einen Heller schuldig geblieben wäre. Der edle Mann begehrte zwar, schon beim Anfang des zweiten Monats, ich solle ihm nur zahlen, so viel ich entbehren könne, und den Rest bis auf bessere Zeiten ihm schuldig bleiben; aber eben diese zarte Schonung machte mich noch pünktlicher.

Unmöglich kann ich alle die Liebe und Güte erzählen, mit welchen ich in dieser Familie überhäuft wurde. Nur noch ein paar Züge, die allzulebendig vor meinem dankbaren Herzen stehen.

Eines Morgens wurde ich schon früh um vier Uhr geweckt. Ich schlug erstaunt die Augen auf. Herr Letierce stand vor mir, umarmte mich und wünschte mir Glück zu meinem Geburtstage. Den hatten sie mir schon einige Wochen früher in einem gleichgiltigen Gespräche abgelockt und nicht vergessen. Ich mußte sogleich herunterkommen, fand alles im Hause schon angekleidet, und Jeder präsentirte mir,

nach französischer Sitte, einen Blumenstrauß. Da ich seit meinem siebenten Jahre nicht das Glück genossen, im Hause meiner Eltern zu leben, so war eine solche Aufmerksamkeit mir fremd, obgleich ich wohl bisweilen zur Ueberraschung anderer mein Scherflein beigetragen habe. Thränen waren mein erster stummer Dank. Alle schwiegen gerührt. Der Tisch zum Frühstück war gedeckt; in der Mitte prangte eine große Torte mit meinem Namenszuge, mit Blumen überschüttet.

Als Letierce sah, daß ich noch immer nicht reden konnte, hub er freundlich an: »Lieber Kotzebue, es freut mich, daß die Ueberraschung uns gelungen. Keinen Dank weiter. In einer andern Lage würden Sie dasselbe für uns thun. Jetzt kein Wort mehr davon. Die Uhr ist halb fünf, es wird ein schöner Tag werden, und wir müssen ihn ganz genießen. Darum habe ich schon gestern beim Kommandanten die Erlaubniß ausgewirkt, daß Sie heute mit uns nach Compiegne fahren dürfen. Der Wagen steht schon vor der Thür, allons, Kinder, nehmt eure Hüte.«

Alles lief nun froh durch einander. Meine Torte wurde mit in den Speisekorb gepackt; es hatte noch nicht fünf geschlagen, als wir schon zum Thore hinaus waren, und tausendstimmiger Vogelgesang in dem schönen bois de Plexe uns begrüßte. — O glücklicher Tag! seitdem ich dich erlebt, ist mein Geburtstag mir unvergeßlich!

Wir saßen Alle auf einem langen Wagen mit drei Bänken, auf der ersten Letierce und ich (wir kutschten

wechselsweise), auf der zweiten Mutter und Tochter, auf der dritten der Sohn mit einem seiner Schulfreunde. Das herrlichste Wetter begünstigte uns. Es wurde gesungen, gelacht, gescherzt und auf halbem Wege gefrühstückt. Die schöne Chaussee führte uns durch die reizendsten Gegenden längs der Aisne, neun Lieues bis nach Compiegne, wo wir schon um zehn Uhr anlangten. Im Wirthshause zur goldenen Kugel, nahe am Schlosse, bestellten wir uns ein Mittagsessen und eilten nun, Stadt, Schloß und Garten zu besehen.

Die Stadt ist niedlich und wird vom Aisnefluß getheilt, an dem sehr schöne Spazirgänge hinlaufen. Buonaparte kam selten dahin, troß der herrlichen Jagdreviere, weil es doch etwas zu weit von Paris liegt; die Kaiserin hingegen brachte jährlich einige Monate in Compiegne zu. Das Schloß ist prächtig, der schöne Garten verliert sich in einen Wald. Ein mit Sand bestreuter, mit eisernen Gittern zu beiden Seiten eingehegter und mit Akazien bedeckter Gang, ist eine halbe Meile lang, damit die Kaiserin stets im Schatten und auf trockenem Boden reiten oder fahren kann. Diesen schnurgeraden, überwölbten Gang bis zu einem lichten Punkte in's Unendliche hinab zu schauen, gewährt einen einzigen Anblick. Auch in der Mitte des Gartens genießt man einer herrlichen Aussicht auf eine unabsehbare grüne Ebene mit einem Wasserspiegel; sie stößt an einen Wald bekränzten Berg, ein breiter Durchhau vergönnt dem Auge bis in's Unendliche zu schweifen. Ein ko-

lossales Kreuz von Mamor scheint an den Himmel zu reichen. Wendet man auf demselben Platze sich um, so stellt die Façade des Schlosses, zu welcher eine Menge mit Statuen und Orangenbäumen verzierte Terrassen führen, einen prächtigen Anblick dar. Ich entwarf eine Zeichnung davon, die ich, zum Andenken dieses frohen Tages, dem wackern Letierce schenkte. Für ein Trinkgeld sahen wir auch das Innere eines Pavillons der Kaiserin, den ein Arbeitstisch für Damen zierte. Die Trinkgelder sind eigentlich streng verboten, aber —! mit Hilfe derselben sprangen alle Thüren des Schlosses auf, wo schöne Gemälde und geschmackvolle Möbeln uns ergetzten. Ueber vielen kleinen Thüren lasen wir links und rechts: Duc de Vicence, Duc de Neufchatel u. s. w. Es waren kleine Behältnisse, welche diese Ducs bei Anwesenheit des Hofes zu bewohnen die Ehre hatten.

Erquickt durch ein fröhliches Mittagsmahl in der boule d'or, traten wir um vier Uhr unsern Rückweg an, legten denselben zur Hälfte sehr munter zurück, entschlummerten dann nach und nach sämmtlich, und erwachten nicht eher, als bis das dumpfe Gerassel im Thore von Soissons uns erweckte. Die gute Großmama wartete schon mit dem Abendessen, und dann gingen wir Alle sehr vergnügt zur Ruhe. Mit unauslöschlichen Zügen hat die an diesem Tage mir bewiesene Liebe sich in mein Herz gegraben!

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung. Fahrt nach Paris.

Napoleon's Geburtstag, der 15. August, sollte in Paris mit vielem Pomp gefeiert werden. Herr Letierce empfing eine Einladung von seinem Schwager, Herrn Bertholle in Paris, der ihm sein Haus anbot. Ohne mir ein Wort zu sagen, wollte Herr Letierce abermals beim Kommandanten mir die Erlaubniß auswirken, mit nach Paris zu fahren, erhielt zwar diese nicht, aber doch die Versicherung, daß er es beim Appell nicht so genau nehmen wolle, wenn ich nur nicht länger als fünf Tage wegbliebe. Länger konnte auch Letierce sich nicht entfernen, und also verdankte ich ihm auch dieses Vergnügen. Wir fuhren mit der Diligence, ich unter dem Namen Dülon, Kaufmann aus Mainz, damit meine fremde Aussprache Niemanden auffallen möchte.

Einer unserer Reisegefährten schimpfte gewaltig auf die Russen, und tadelte Buonaparte's Großmuth, daß er ihnen einen Waffenstillstand zugestanden, weil nun die Franzosen wieder in einer schlechten Jahreszeit in Petersburg einrücken müßten. Herr Letierce stellte sich, als stimme er bei, erwähnte aber doch, daß die Einwohner von Soissons mit dem Betragen der russischen Kriegsgefangenen sehr zufrieden wären.

Ueber Villers-Cotterets und Nanteuil kamen wir am 14. August Abends acht Uhr nach Paris, und begaben uns sogleich zu Monsieur Bertholle nach der Rue notre dame des champs. Alt und Jung empfing die lang entbehrten Verwandten hastig und fröhlich. Ich wurde als ein Hausfreund vorgestellt und auch so empfangen. Bertholle, ein schon bejahrter, allein sehr froher Mann, besitzt eine eben so muntere Gattin, zwei schöne Töchter und einen Sohn, ist reich, hat ein schönes, prächtig möblirtes Haus, einen herrlichen Garten, läßt sich nichts abgehen, hat aber aus Grundsätzen wenig Umgang. Mein wahrer Name wurde der liebenswürdigen Familie bekannt gemacht, doch mußte jeder mich Monsieur Dülon nennen.

Am andern Morgen wanderten wir sämmtlich nach den Tuilerien, wo eine ungeheure Menge Volks versammelt war. Es hieß, die Kaiserin würde zur Messe nach notre dame fahren. Alles drängte sich zum Schloßhof, um sie zu sehen, und wo möglich in ihren Augen zu lesen, was bei der Armee vorginge, denn die Zeitungen schwiegen, und einige behaupteten sogar, die Russen hätten den Waffenstillstand gebrochen. Sie erschien endlich, doch traurig und niedergeschlagen, und beantwortete das Freudengeschrei nur mit geringem Kopfnicken. Das machte einen schlimmen Eindruck auf das Volk; man argwöhnte, es müsse nicht zum Besten stehen. Alles drängte sich nach dem Garten, und vergaß die betrübte Kaiserin über den kleinen König von

Rom, der in einem Wagen mit zwei Ziegen bespannt auf der Terrasse spaziren fuhr und dem Volke Kußhändchen zuwarf. Sein kleiner Adjutant lief in Husarenuniform hinterdrein. Der König ist ein schöner, blondgelockter Junge mit einem Paar großen blauen Augen.

Schnell wurde jedoch das bewegliche Volk von ihm hinweggelockt, denn auf den champs élysèes erhob sich ein Luftballon, in dem wir zu unserem Erstaunen ein kleines Kind schön wie ein Engel erblickten, das aber entsetzlich schrie, denn obgleich der Ballon am Stricke geführt wurde, so schaukelte doch der starke Wind ihn sehr unsanft hin und her. Der Vater des Kindes zog ihn oft zur Erde und tröstete den armen Kleinen, sobald aber der Ball wieder etwas stieg, hub auch das Geschrei wieder an, denn eben weil er am Strick gehalten wurde, warf der Sturm ihn gräßlich hin und her. Das Kind konnte zwar nicht herausfallen, aber es stand Todesangst aus, und das Volk schrie: »herunter mit dem Kinde! Der unnatürliche Vater mag selbst hineinsteigen!« Das geschah aber nicht, und eine starke Wache verhinderte das Volk, seinen Spruch geltend zu machen.

Der Mann wollte eigentlich den Ballon am Stricke bis zu dem Balkon der Kaiserin führen, wo das Kind ihr ein Gedicht überreichen sollte. Um das zu bewerkstelligen, mußte er über den Revolutionsplatz und so weiter in die Tuilerien. Da bekam nun der Wind immer mehr Spielraum,

und es war schrecklich, wie er mit dem Ball wirthschaftete. Das arme, fast ohnmächtige Kind streckte seine kleinen Händchen nach den Zuschauern aus, seine Stimme konnte man nicht mehr hören. Ich war so erbittert, daß ich den Vater hätte erdrosseln mögen. Viele Andere theilten dies Gefühl, manche lachten aber auch. Der elende Mensch wurde für seine grausame Spekulation bestraft, denn nachdem er in den Tuilerien lange vergebens gewartet, erschien ein Hofbedienter und meldete: die Kaiserin sei schleunigst nach St. Cloud abgereist. Da stand er und murrte; das Volk aber noch mehr, denn, hieß es: qui présidera donc à la joute? (wer wird denn beim Wettkampf den Vorsitz führen?) Das, meinte man, sei das erste Mal, daß sie ausbliebe; man nannte es eine Zurücksetzung des Volkes, die Politiker aber muthmaßten eine verlorne Schlacht.

Die Ufer der Seine waren mit Menschen besät, an dem einen Ufer Zelte aufgeschlagen, worunter ein prächtiges für die Kaiserin. Für manchen harten Thaler und gegen Empfang manches Rippenstoßes hatten wir Plätze diesem Zelte gerade gegenüber erobert. Nach einer guten Stunde, die wir an dem heißen Tage verschwitzten, langten endlich mehrere Wagen mit sechs Pferden an, das Volk schrie: Vive l'imperatrice! allein sie war nicht dabei. Hingegen spien die Wagen viele galante Damen und Herren mit Ordensbändern aus. Ein Trompetenstoß! es erschienen links und rechts mehrere Böte, die Matrosen der einen Partei roth,

die der andern blau gekleidet. An der Spitze jeden Bootes stand Einer in weißer Jacke mit einer Binde von der Farbe seiner Partei und einer langen Stange, die am Ende mit einem großen Knopf, ich glaube von Leder, versehen war. Wenn nun die Böte einander nahe genug waren, so mußte jeder, bei Trompetenschall, seinen Gegner mit dem Knopfe zu fassen und über Bord zu werfen suchen. Wem das gelang, der war Sieger und wurde applaudirt, der im Wasser zappelnde hingegen ausgelacht.

Das war nun das ganze berühmte Spiel, bei welchem auch sogar das Interesse wegfiel, welches allenfalls eine wechselseitige Geschicklichkeit und Anstrengung hätte einflößen können, denn die rothen Gegner mußten immer fallen, weil man darunter die Engländer verstand. Darum schrien sie auch beständig: l'Anglois est tombé!

Weit unterhaltender war für mich unser fröhliches Mahl in zahlreicher Gesellschaft, im Garten unter schattichten Bäumen. Abends gingen wir, die Illumination zu beschauen, die sich auf dem pont royal und in den champs élysèes besonders schön ausnahm, doch mit denen in Petersburg nicht zu vergleichen.

Während meines diesmaligen Aufenthaltes in Paris besuchte ich das berühmte Hôtel des invalides, wo mir Alles sehr wohl gefallen hat, die russischen Fahnen ausgenommen, welche Buonaparte 1807 in Warschau verfertigen

ließ, um sie als Trophäen nach Paris zu schicken. Auf dem Hofe (eine Art von Garten, in dem die Invaliden lustwandeln) sah ich Einen, der beide Füße und beide Arme verloren hatte, dessen Rumpf in einem kleinen Wagen lag, der von seiner Frau gezogen wurde. Diese hatte den Strick an ihren Arm befestigt, trug ein Strickzeug in der Hand, und schritt sehr gleichgiltig einher, ohne sich darum zu bekümmern, ob der Wagen gemächlich oder ungemächlich rolle, und ohne die mitleidigen Aeußerungen der Vorübergehenden zu achten.

Nachdem wir fünf Tage, theils verschwärmt, theils in stillen häuslichen Freuden verlebt hatten, schieden wir mit schweren Herzen. Der wackere Herr Bertholle machte es mir sehr freundschaftlich zur Pflicht, jedesmal bei ihm einzukehren, wenn ich nach Paris käme.

In unserm kleinen Soissons ging nun Alles wieder seinen stillen Gang, wie zuvor, und mein Herz kettete sich immer fester an diese vortreffliche Familie. Der Waffenstillstand und das Gerücht eines baldigen Friedens erfüllten jetzt die Herzen meiner Unglücksgefährten mit frohen Hoffnungen; als aber der Krieg wieder ausbrach, sank allen der Muth und viele waren der Verzweiflung nahe. Fünf derselben, unter welchen mein Freund Hüne, machten den Entwurf zu entfliehen, und führten ihn auch aus. Als Bauern verkleidet verließen sie einzeln die Stadt und nahmen den Weg über Lille nach Dünkirchen, um die Küste

von Flandern zu erreichen, wo sie ein Boot zu finden und nach England überzuschiffen hofften. Am Tage schliefen sie, bei Nacht marschirten sie. Beides war sehr schwierig, weil Flandern ein flaches Land ist, wo man kaum ein Gebüsch findet, um sich zu verbergen, und weil sie die Wege nicht wußten. Folglich mußten sie immer fragen, das erregte Aufsehen. Doch kamen sie glücklich bis hinter Lille, hatten also drei Viertel des Weges, mit Hunger und Durst kämpfend, wirklich zurückgelegt, als sie plötzlich in einer Nacht auf Gensd'armen stießen, von welchen sie arretirt wurden. Man schleppte sie aus einem Kerker in den andern bis nach Soissons zurück, aber auch da warf man sie in's Gefängniß, und nur auf unser aller Fürbitte sperrte man sie wenigstens nicht zu den gemeinen Verbrechern. Ich war Einer von den wenigen, welche Erlaubniß erhielten, sie zu besuchen. Welch ein schrecklicher Anblick! Kaum erkannte ich sie in den Bauerkleidern mit wild verwachsenen Haaren. Wir erleichterten ihr Schicksal so viel wir konnten; die Franzosen hatten kein Erbarmen. Nur Herr Letierce schickte durch mich manchen Braten, manche Flasche Branntwein. Endlich kam der Befehl, sie nach Chateau Bouillon zu transportiren, wo sie, bis zum Einrücken der Alliirten in Frankreich, im größten Elende schmachteten, nachher aber doch, bei einem Transporte, glücklich zur russischen Armee entwischten.

Daß auch wir übrigen seit diesem Versuch weit strenger behandelt wurden, war natürlich. Statt daß der Kom-

mandant sonst nur wöchentlich einmal den Appell veranstaltete, so geschah es nun täglich zweimal, und vergebens schmeichelten wir uns eine Zeit lang mit der Hoffnung, gegen die mit dem General St. Cyr gefangenen Franzosen ausgewechselt zu werden. Es kam vielmehr, am Ende des Monats November, der Befehl, unser Depot nach Dreux, zwanzig Meilen hinter Paris, zu verlegen. Viele freuten sich, mir war es ein Donnerschlag.

Obgleich die Franzosen die Schlacht bei Leipzig sehr verheimlichten, oder als einen Sieg ausposaunten, so deuteten doch alle Anstalten in den Departements, und selbst Buonaparte's plötzliche Ankunft in Paris, darauf hin, daß alle Tedeum's in den Wind gesungen wurden. Bei solchen Gelegenheiten äußert sich die Volksmeinung am unverhohlensten, und ich habe schwerlich so viele Haare auf dem Kopfe, als jetzt Schmähungen an Einem Tage gegen Napoleon ausgestoßen wurden. Doch hätte ich keinem Fremden rathen wollen, mit einzustimmen. Das ist löblich. Kein Kaufmann, kein Bürger, kein Landmann war für ihn gestimmt; also gewiß drei Viertheile der Nation. Nur ein alter Doktor Dieu lebte in Soissons, vor Zeiten ein eifriger Royalist, dann ein Jakobiner, jetzt ein wüthender Anhänger Napoleon's. Er soll ein guter Arzt sein, aber die Einwohner mochten nicht gern mit ihm zu thun haben.

Mit dem Tage unserer Abreise erlosch mein Glück in Frankreich. Wie wäre ich fähig, den Abschied zu schildern!

Schon mehrere Tage zuvor stockten alle unsere kleinen Beschäftigungen und Freuden. Der letzte Abend am Kamin preßte unsere Herzen gewaltsam. Eine schauerliche Stille, nur von Seufzern unterbrochen oder von dem Novembersturm, der draußen heulte. Die Stunde schlug — ich hatte nur Thränen — ich habe auch jetzt nur Thränen!

Der General Tutschkoff, Herr von Hahn und ich hatten drei Plätze in der Diligence gemiethet, um über Paris nach Dreux zu gehen, obgleich die übrigen Gefangenen über St. Denis, Paris vorbei geführt wurden. Meine Gefährten hatten die Güte, mich um fünf Uhr Morgens abzuholen. Herr Letierce war schon bei mir. Er hatte mir selbst in aller Stille Kaffee gekocht. Die Damen schliefen noch. Er begleitete mich bis zum Wagen. Als er die Hausthür verschloß, war es mir, als ob der Himmel mir auf ewig verschlossen würde! —

Vierzehntes Kapitel.

Abreise nach Dreux. Gefangenschaft in St. Malo. Befreiung.

Rasch und dumpf rollte der Wagen durch das Thor. Ich sah mich noch oft nach dem geliebten Städtchen um, bis es aus unsern Augen verschwand. Alle die Plätze, die wir auf unsern Spazirgängen besucht hatten, und an welchen ich jetzt scheidend vorüberfuhr, erweckten in mir die wehmüthigsten Erinnerungen. Um diesen ungestört nachzuhängen, that ich den ganzen Weg über, als ob ich schlief.

In Paris war Herr Bertholle so gütig, nicht allein mich, sondern auch den General Tutschkoff gastfreundlich bei sich aufzunehmen, welches uns den Vortheil brachte, zwei Tage in Paris bleiben zu dürfen; meinem General um so erwünschter, da er die große Babel noch nicht gesehen hatte.

Der flüchtige Napoleon war angekommen und wurde täglich durch Spottschriften begrüßt, die, trotz aller Wachen, sogar an die Wände der Tuilerien geklebt wurden. Eben damals jagte er das Corps legislatif aus einander, wodurch er die Zahl seiner Sklaven, aber nicht die seiner Freunde vermehrte.

Von Paris fuhren wir nach Versailles, besahen auch groß und klein Trianon. Letzteres war für den König von Rom eingerichtet; alle Möbeln stellten römische Ruinen dar. In dem schönen, aber ziemlich verödeten Versailles wohnten wir in einem Wirthshause, welches vormals der Geliebten Ludwig des Vierzehnten, der Duchesse de la Vallière, zugehört hatte. Der Wirth war mit Leib und Seele Royalist.

Die seltsame Diligence nach Dreux läuft nur auf zwei Rädern, wird nur von drei Pferden gezogen und doch sitzen acht Personen darin. Glücklicherweise hatten wir nur fünfzehn Lieues zurückzulegen, erreichten Dreux also noch an demselben Tage. Unsere Kameraden waren schon Tages zuvor angelangt und schienen mit diesem Aufenthalt zufriedener, als mit dem in Soissons, obgleich die Stadt kleiner und häßlicher ist. In der That bewiesen die Einwohner sich menschenfreundlicher, und mehrere Gefangene wurden unentgeltlich logirt und gespeist. Bei dem sous-préfet und in mehrern guten Häusern wurden wir freundschaftlich aufgenommen, nur unsern guten Kommandanten von Soissons, den Kapitän Classy, vermißten wir schmerzlich; denn hier quälte uns Monsieur Otton, ein einäugiger parvenu, dessen Freundschaft nur durch Schnaps auf einige Stunden gewonnen werden konnte. Zum Glück stand er unter dem Präfekten, konnte also nur in Kleinigkeiten uns schikaniren.

So erlebten wir ziemlich ruhig in Dreux das neue Jahr 1814, und nun verbreitete sich die Nachricht, die Alliirten seien über den Rhein gegangen und marschirten gegen Paris. Letierce meldete mir, daß Soissons in aller Eile befestigt werde, daß der Feind nicht weit mehr entfernt und er in der peinlichsten Lage sei; zugleich bat er um einen Schutzbrief vom General Tutschkoff, im Fall die Russen die Stadt stürmen sollten. Dieselbe Bitte ließen mehrere, dem General bekannte Einwohner von Soissons an ihn gelangen, und er gewährte sie mit Freuden. Aber wie sollten diese Papiere, ohne Gefahr erbrochen zu werden, an den Ort ihrer Bestimmung gelangen? Wurde die Sache entdeckt, so konnte sie sowohl für den General als für jene Einwohner schlimme Folgen haben. Ich hatte eine schlaflose Nacht, und so oft ich das Auge schloß, sah ich meine Wohlthäter plündern und beschimpfen. Mit dem frühsten Morgen eilte ich wieder zum General, und, da er durchaus der Post seine Briefe nicht anvertrauen wollte, so beschloß ich rasch, bei dieser Gelegenheit meine Dankbarkeit zu beweisen und selbst, mit Gefahr meiner Freiheit, dem edlen Letierce den Schutzbrief zu überbringen. Ich habe es schwer büßen müssen, aber ich habe es doch nie bereut, und selbst im Kerker büßend fühlte ich mich sehr glücklich, als ich erfuhr, daß meinen Wohlthätern durch jenen Brief Ehre und Vermögen gerettet worden, während die ganze Stadt geplündert wurde. Mein Leben wäre um diesen Preis mir feil gewesen.

Ich nahm die Diligence, besuchte in Paris einen Augenblick Herrn Bertholle, und überraschte die ganze Letierce'sche Familie Abends neun Uhr bei Tische. Die Freude war grenzenlos, aber auch die Sorge um mich. Sie verwünschten alle Schutzbriefe, meine Gefahr machte sie die ihrige vergessen. Ich suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß der General in Dreux für mich haften wolle, und daß man nur wöchentlich einmal dort zum Appell berufen werde, mir folglich sechs Tage Zeit übrig blieben.

O wie glücklich war ich nun wieder im Kreise dieser herzlichen Menschen! mit welchen Gefühlen betrat ich mein Zimmer wieder, in welchem noch jeder Stuhl auf der alten Stelle stand! ja, es muß heraus — warum sollte ich mich dessen schämen? — ich habe mich königlich gefreut, als ich meinen alten Stiefelknecht wieder sah! — Niemand wußte, daß ich fünf glückliche Tage in Soissons zubrachte; denn ich versteckte mich, wenn Jemand in's Haus kam. Indessen zog sich aber in Dreux ein Ungewitter zusammen.

Das angenehme Verhältniß, in welchem die Gefangenen dort mit den französischen Behörden standen, wurde durch einen unglücklichen Vorfall zerstört, der auch die Hauptursache meiner nachmaligen Leiden wurde. Die Gefangenen sollten nämlich Abends neun Uhr in ihren Quartieren sein; diejenigen aber, die etwa solche Häuser besuchten, wo sie so früh sich nicht entfernen konnten, soll-

ten Billets erhalten, bei deren Vorzeigung die Patrouille angewiesen war, sie zu jeder Stunde passiren zu lassen. Indessen hatte man die Austheilung solcher Billets von einem Tage zum andern verschoben, weil man nicht Allen geben und doch auch keinen beleidigen wollte. Nun begab es sich, daß der General Tutschkoff, am Abend nach meiner Abreise, vom Präfekten nach Hause sich begebend, von der Bürgerwache arretirt wurde, obgleich man recht gut wußte, wer er war. Er verlangte zurück zum Präfekten geführt zu werden, es geschah und in fünf Minuten war er wieder frei. Am andern Morgen übersendet ihm der Präfekt ein Billet. Der General hatte erwartet, daß er ihn selbst besuchen werde. Ohnehin schon aufgebracht, schickt er das Billet zerrissen zurück mit dem Bescheid: »Napoleon hat mir auf dem Schlachtfelde meinen Degen zurückgegeben, ich bin also eigentlich kein Gefangener und könnte mir meinen Aufenthalt in Frankreich nach Belieben wählen; ich that es nicht, um mein Schicksal nicht von dem meiner Unglücksgefährten zu trennen. Darum unterwarf ich mich freiwillig dieser Art von Gefangenschaft, durfte aber um so eher hoffen, daß der Herr Präfekt, sowohl in Rücksicht auf meinen Stand, als auf meine unbescholtene Aufführung, mir mehr Achtung beweisen würde.«

Es erfolgte keine Antwort. Der gereizte Präfekt ließ den Schikanen des Kommandanten freien Lauf, und Eine derselben war — ein täglich dreimal wiederholter Appell.

Natürlich wurde ich nun sogleich vermißt, und, obgleich der General und Herr v. Hahn mit ihrer eigenen Freiheit sich dafür verbürgten, daß ich am fünften Tage zurück sein würde, so wurde dennoch meine Entweichung nach Paris rapportirt.

Indessen hatte ich mich den Armen meiner Wohlthäter zum zweiten Mal mit tiefem Schmerz entwunden; auf der Diligence begegnete mir noch das Unglück, von einem edlen Nachbar bestohlen zu werden, und so kam ich schon mißmuthig nach Dreux. Kaum hatte ich erfahren, was vorgegangen, als ich sogleich zum Kommandanten eilte, um ihm zu beweisen, daß ich kein Deserteur sei. Er spielte den Mitleidigen, ließ mich aber auf der Stelle, von einem Gensd'armen begleitet, zurück nach Versailles zu dem General Ulemburg führen. Kaum hatten meine Kameraden so viel Zeit, mir einige Unterstützung zuzustecken.

Der General Ulemburg empfing mich sehr artig, begriff wohl, daß ich kein Deserteur sei, hatte aber auch schon nach Paris an den Minister rapportirt, und die Antwort sollte ich im Gefängniß abwarten, und zwar in demselben, wohin man Diebe und Mörder sperrte. Ich protestirte feierlichst dagegen, aber Alles, was ich erlangen konnte, war eine schriftliche Empfehlung des Generals an den Gefangenwärter. Diesem vortrefflichen Manne (er hieß Biset) verdanke ich es vielleicht, daß mich die Verzweiflung nicht ergriff. Er überließ mir einen Winkel seines

eigenen Zimmers, ließ mich zwar theuer bezahlen (denn ohne Eigennutz ist selten ein Franzose), behandelte mich aber mit vieler Schonung und verstattete mir manche Freiheit. Den meisten Dank bin ich ihm schuldig für einen Brief nach Soissons, den er richtig bestellt hat.

Acht schwere Tage verflossen. Es schien, als hätte man mich ganz vergessen. Eines Morgens begehrte ein Mann, mit mir allein zu sprechen. Es war der Bruder des russischen Obersten Radulphe de Goumé, mit dem ich in Einem Corps diente und von dem ich ihm die beste Auskunft geben konnte. Dieser brave Mann hat mich nicht nur unterstützt, sondern auch oft durch seine angenehme Unterhaltung meinen Kummer verscheucht. Er selbst ging oft zum General, um meine Bestimmung zu erfahren.

Endlich kam der Befehl, mich nach der Festung St. Malo zu transportiren. Ich durfte bei Radulphe noch ein Frühstück einnehmen, machte Bekanntschaft mit seiner liebenswürdigen Familie und erhielt von seiner Güte noch ein Empfehlungsschreiben nach St. Malo an eine Frau von St. Maur, welches mir in der Folge sehr zu Statten kam. So trat ich meinen Weg etappenweis an. Ich mußte durch Dreux, hatte also das schmerzliche Vergnügen, alle meine Gefährten noch einmal zu sprechen. Es hieß, auch sie würden bald aufbrechen müssen, da die Gegenden um Paris jetzt das Kriegstheater zu werden schienen.

Ich fuhr über Alençon, Mayenne, Fugeres und wurde überall wie ein fremdes Thier begafft. Am fünfzehnten Februar kam ich nach St. Malo. Der Kommandant war unglücklicherweise in St. Sçavant, eine halbe Meile davon, und ich wurde von Pontius zu Pilatus geschleppt, Niemand wußte, was man mit mir anfangen solle. Endlich wurde ich in den elendesten Kerker geworfen, und diese Unbarmherzigkeit verdankte ich größtentheils dem Sergeanten von der Gensd'armerie. Dieser Mensch hatte sich unterstanden, von meinem Kaiser unanständig zu sprechen; ich hatte mir das Anfangs blos verbeten, konnte mich aber am Ende auch nicht mäßigen, und nannte ihn einen dummen, impertinenten Franzosen, über den ich klagen würde. Weil nun der Kommandant nicht zugegen war, überließ man mich der Willkür dieses rohen Menschen, der mich in einen Kerker mitten unter die schmutzigsten Verbrecher warf, wo ich mir ein Plätzchen auf der Diele suchen mußte. Ich weinte. Einige der Spitzbuben lachten mich aus, andere schlugen mir eine Partie Mariage vor und versicherten, es lebe sich hier ganz gut, die Gefangenwärterin sei eine gefällige Frau und kreditirte sogar bisweilen ein Glas Branntwein.

In dieser schrecklichen Lage fiel mir der Brief an Frau v. St. Maur ein. Die Gefangenwärterin weigerte sich lange, ihn zu bestellen; meine Bitten, meine Thränen und vorzüglich ein gutes Trinkgeld rührten sie doch endlich.

Der Himmel ging mir auf, als bald nachher diese edle Dame selbst hereintrat, um einem in verpesteter Luft unter den niedrigsten Verbrechern schmachtenden Fremdling Trost zu bringen. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß sie eine ci-devant war. Dieser Engel weinte mit mir, versprach, selbst zum Kommandanten zu gehen, ihm meine schreckliche Lage zu schildern, indessen aber für meine Bequemlichkeit zu sorgen.

Sie verschwand. Ihr Erscheinen hatte mich etwas beruhigt, ich versuchte zu schlummern — aber welch ein Erwachen! Die Spitzbuben schnarchten um mich her. Ich saß bei einer trüben Lampe auf einem kleinen Bündel Stroh, mich floh der Schlaf. Um Mitternacht fing der Hofhund fürchterlich an zu bellen, die schweren Thüren rasselten in ihren Angeln, eine Wache trat herein. Ein Gedanke flog mir durch den Kopf: sie wollen dich ganz im Stillen erschießen. Fast schien der Tod mir gleichgiltig. Es war die Patrouille, die bei einer Blendlaterne die Gefangenen überzählte. Mich fuhr der Unteroffizier hart an, warum ich nicht schliefe? ich glaube, er hätte sich an mir vergriffen, wenn nicht der Kerkermeister mit den Worten dazwischen getreten wäre: c'est un officier Russe. Man zählte nun bis dreiundvierzig — und der Russe da, sagte der Unteroffizier, ist der vierundvierzigste. — Ich kann nicht beschreiben, wie schmerzlich dies einfache Wort mich ergriff. Dieser Schimpf, zu einer solchen Rotte gezählt zu

werden! Als die Wache fort war, brach ich in lautes Schluchzen aus, und mußte von manchem Verbrecher, den ich dadurch im Schlafe störte, mich anschnarchen lassen: veux-tu bien te taire, coquin de Russe! — Ein paarmal gelang es mir zu entschlummern, aber dann weckten mich schnell die schrecklichsten Träume wieder. Bald kämpfte ich mit einem reißenden Thiere, bald stürzte ich von einem hohen Dache herunter. Doch war der Morgen noch unerträglicher, denn ich mußte die niedrigen Späßchen der Gefangenen hören.

Um neun Uhr kam ein Gensd'arme und holte mich zum Kommandanten. Gott! welche große Wohlthat schien mir der erste Athemzug in frischer Luft! Einige, die mir auf der Straße begegneten, schienen mich zu bedauern, Andere warfen einen Coquin de Russe! hinter mir her. Der Kommandant machte zwar eine kleine Entschuldigung wegen des bösen Nachtquartiers, benahm sich aber im Ganzen sehr hochmüthig. Einige seiner politischen Fragen glaubte ich nicht beantworten zu müssen. Darauf sagte er mir ganz trocken, er habe bereits Befehl gegeben, ein Zimmer im Schlosse für mich einzuräumen, bis dahin müsse ich im Kerker vorlieb nehmen. Ich bat ihn um Alles in der Welt, mich nur nicht unter die Verbrecher zurück zu senden; gern wolle ich, auf das strengste bewacht, mit dem elendesten Winkel mich behelfen. Das nannte der herzlose Mensch Prätensionen, die einem Staatsgefangenen nicht geziemten.

Ich schwieg und ging. Doch gleich nach mir war Frau v. St. Maur beim Kommandanten gewesen, und schon um eilf Uhr führte mich der Platzadjutant in das Schloß. Es liegt nahe an der Stadt, ist mit einem Graben und hohen Mauern umgeben und der ganze inwendige Raum besteht aus zwei kleinen dunkeln Höfen. Auf dem zweiten waren Wohnungen längs der Mauer für die Staatsgefangenen gebaut. Die meinige war ein kleines Haus, dessen Möbeln ein Tisch, ein Stuhl und eine Bettstelle mit Stroh. Vor der Thür stand eine Schildwache, die alle Stunden gewechselt wurde. Jede Gemeinschaft, jede Korrespondenz war mir verboten, allein für Geld bekam ich Papier, Dinte und Bücher.

Niemand durfte mich besuchen, außer dem Kommandanten und den beiden Platzadjutanten, deren Einer besondern Theil an meinem Schicksal zu nehmen schien. Leider erfuhr das der Kommandant, und nun sah ich ihn nicht wieder.

Suppe und ein Stück Fleisch wurden für mein Geld mir täglich durch die Thür gereicht. Mit meinen Schildwachen gerieth ich bald in Händel, weil sie sich herausnahmen, zu mir in's Zimmer zu kommen, welches mir doppelt beschwerlich fiel, theils wegen des schlechten Tabaks, den sie schmauchten, theils weil ich alsdann mit gar nichts mich beschäftigen konnte. Ich verbat mir also ihre Gegenwart, und sie rächten sich dadurch, daß in der Nacht

jeder Ablösende mich anrief und ich folglich in jeder Stunde antworten mußte. Dennoch zog ich diese nächtliche Unbequemlichkeit der häßlichen Störung am Tage vor; ich verscheuchte die Langeweile durch Lesen und Beschäftigung; nur wenn ich an Soissons dachte und an die Ungewißheit, wie lange diese schreckliche Lage noch dauern könne, ach! dann vermochte nichts meinen Kummer zu zerstreuen!

Ich wußte, daß noch mehrere Unglückliche gleich mir und in meiner Nähe im Kerker schmachteten, allein ich hatte sie nie gesehen. So verstrich ein Monat, als plötzlich in einer Nacht meine Thür sich öffnete, der Platzadjutant mit Wache hereintrat und mir gebieterisch aufzustehen befahl. Es klang fürwahr, als wolle man mich sogleich in den Schloßgraben führen und erschießen; es geschah aber nur, um meine Papiere zu versiegeln und mir alle Schreibmaterialien wegzunehmen. Ich blieb ruhig, denn ich wußte, daß unter meinen Papieren sich nichts Verdächtiges befand. Ein Plan von Soissons, den ich einst in müßigen Stunden gezeichnet, war glücklicherweise nicht darunter, da ein Kamerad ihn von mir geliehen und zurückzugeben vergessen hatte; das würde sonst mir böse Händel zugezogen haben.

Nachdem der Adjutant alle Winkel durchsucht hatte, protokollirte er förmlich, daß ich der leibliche Sohn des russischen Etatsraths Kotzebue sei, und that die seltsame Frage an mich, warum mein Vater gegen Buonaparte

schriebe? — Die Antwort blieb ich ihm schuldig, er packte Alles zusammen, ging und verdoppelte meine Wachen. Ich habe nachher erfahren, daß eine solche Untersuchung bei mehreren Gefangenen geschehen, allein warum? auf wessen Veranlassung? das weiß ich nicht. Weit strenger wurde ich seitdem bewacht, der Adjutant kam seltener und war immer sehr ernst.

So verflossen abermals ein Monat und acht Tage, bis — o guter Gott! — bis zu dem mir unvergeßlichen vierten April, als der Kommandant, von einer großen Menge Volks begleitet, in den Hof hereinstürmte. Das entsetzliche Geschrei vive le Roi! und das Schwenken der weißen Tücher überraschte mich so seltsam, daß ich zitterte, ohne zu wissen warum. Als das Gedränge näher kam, hörte ich rufen: zu dem Russen! zu dem Russen! Der Kommandant nahm den Weg zu meiner Thür — in einem Augenblick füllte sich die Stube mit Weibern und Männern, und Alles schrie: Vous êtes libre! vive le Roi! vive l'Empereur Alexandre! Kaum konnte ich vernehmen, daß der Kommandant mir glückwünschend ankündigte, die Russen wären in Paris und ich sei frei.

Ich konnte lange nicht sprechen, ich war zu bewegt — es wurde stiller — ich weiß nicht, wie ich auf den Einfall kam, plötzlich zu schreien: vive le Roi! Das wurde sehr gut aufgenommen. Man trug mich fast auf den Händen aus meinem Kerker. Wir gingen nun zu den übrigen Ge-

fangenen nach der Reihe, und ich genoß schon das himmlische Vergnügen, ihnen ihre Befreiung mit anzukündigen, und Zeuge ihrer freudigen Ueberraschung zu sein. Die meisten weinten überlaut und konnten, gleich mir, nicht reden. Es waren eilf in Allem.

Das Volk verlangte mit Ungestüm zu wissen, ob nicht noch welche verborgen wären? Der Kommandant versicherte auf seine Ehre, es sei keiner mehr vorhanden. Da verlief die Menge sich nach und nach, und ich machte die Bekanntschaft meiner gewesenen Leidensgefährten, eines holländischen Obersten, dreier Kapitäns, eines westphälischen Barons und mehrerer Franzosen. Die letztern verschwanden sogleich. Die Fremden blieben noch. Wir zeigten einander unsere Zellen, Jeder erzählte, wie es ihm ergangen; wir hatten Alle so ziemlich einerlei Schicksal gehabt. Mehrere wurden als Rebellen betrachtet, weil sie in der holländischen Nationalgarde gegen die Franzosen gefochten. Die Gattin des Obersten war selbst nach Paris gekommen, um ihren Mann zu retten, da hatte der unmenschliche Polizeiminister ihr eine Liste derjenigen Gefangenen gezeigt, welche in St. Malo erschossen werden sollten. Der Name ihres Gatten stand oben an. Sie wurde ohnmächtig fortgetragen. Ob auch ich auf dieser Liste stand, weiß ich nicht. Der Befehl sollte in den ersten Tagen des April ausgefertigt werden, allein die Russen kamen früher nach Paris.

Ueberall empfing das Volk uns mit Jubelgeschrei, als wir die Stadt besahen. Sie liegt ganz in der See, und ist von einem prächtigen Wall von Steinen umgeben, der auch zum Spazirgang dient. Die Straßen sind eng, manche Häuser gut gebaut; an allen Ecken die schönsten Austern zu zehn Sous das Hundert. Ich eilte, Frau v. St. Maur zu besuchen, die mich sehr gütig empfing. Sie hatte oft um die Erlaubniß angehalten, mir Braten und Wein zu schicken, oder sonst auf irgend eine Weise mein Schicksal zu erleichtern, allein immer vergebens. Das erbitterte mich so gegen den Kommandanten, daß ich nicht einmal Abschied von ihm genommen habe.

Während es mir so übel ging, hatten meine Unglücksgefährten in Dreux in der übelsten Jahreszeit bei den schrecklichsten Wegen ausmarschiren müssen, um ihr Depot in Chartres aufzuschlagen. Gleichen Befehl hatten noch viele andere Depots erhalten, und da, bei der Annäherung des Feindes, in allen Veranstaltungen die größte Verwirrung herrschte, so geschah es, daß die Gefangenen und das Militär auf dem Marsche sich kreuzten und am Ende selbst nicht wußten, wo sie hin sollten. Der Stärkere verdrängte den Schwächern. Kaum waren meine Kameraden in Chartres angelangt, als sie schon wieder einem Dragonerdepot weichen mußten. Geht nach Orleans, hieß es, da ist Platz genug. Aber in Orleans lagen zwei Kürassierdepots. Geht nach Brest, rieth man ihnen, da findet

ihr nur Matrosen. In Brest fanden sie schon den Befehl, sie nach Rennes zu schicken. Obgleich auch dort schon Militär war, so erbarmte man sich doch endlich der Ausgehungerten, halb Nackenden, und sie blieben dort bis zu ihrer Befreiung. Uebrigens gibt es in der Bretagne und Normandie viele gute Royalisten, welche die Gefangenen so freundlich behandelt hatten, daß vielen der Abschied schwer wurde.

Als Ludwig XVIII. proklamirt wurde, mußten sie an der Spitze des Volkes mit herumziehen und die Adler abreißen sehen. Den Präfekt zwang das Volk, auf einem Balkon die weiße Cocarde anzustecken und vive le roi zu schreien. Dann wurde unser General Tutschkoff durch eine förmliche Deputation dringendst ersucht, so lange das Amt eines Präfekten zu verwalten, bis der König einen andern einsetzen würde. Er hatte Mühe, es abzulehnen. Mir schrieb er, ich möchte nach Rennes eilen, um das allgemeine Entzücken zu theilen. Zugleich mit diesem Briefe erhielt ich noch einen, von meinem Wohlthäter Letierce. Der bloße Anblick seiner Hand erschütterte mich heftig. Er hatte den Sturm von Soissons glücklich überstanden, und Gelegenheit gefunden, seine Familie nach Paris zu Herrn Bertholle zu schicken, wo sie auch noch war.

Zwei Tage sah ich in St. Malo dem Jubel noch zu, dann eilte ich nach Rennes, von da in Gesellschaft meiner Kameraden nach Paris, wo das Wiedersehen der Letierce'=

schen Familie mir einen der schönsten Augenblicke meines Lebens gewährte. Ja, ihre Rettung verdankten sie dem Briefe, den ich ihnen gebracht! Der General Winzigerode und mein guter Oheim, der General Rosen, hatten die Fürbitte ihrer unglücklichen Kriegskameraden sogleich respektirt. Gott vergelte es ihnen! — Mir war diese Nachricht Ersatz für alle ausgestandene Leiden!

Nachschrift des Herausgebers.

Wenn gleich in der Erzählung des Gefangenen manche Klagen über Unbarmherzigkeit und Eigennutz der Franzosen vorkommen, so wird doch jeder Menschenfreund, der ungern mit Arndt an die Verworfenheit einer ganzen Nation glaubt, die erfreuliche Bemerkung machen, daß in Frankreich, wie überall, das Unglück Theilnahme findet. Wie manchen edlen Franzosen hat der Gefangene von Polozk bis nach St. Malo angetroffen! und in welchem Lande in der Welt wäre es in seiner Lage ihm besser ergangen, als in Frankreich? — Sein von den Buonapartisten gehaßter Name hat ihm nicht geschadet; er war in Soissons so frei wie jeder andere; er durfte sogar nach Compiegne und nach Paris fahren. Nur als sein Herz ihn zu der Unbesonnenheit verleitete, sich fünf Tage lang von Dreux zu entfernen, da verfuhr man härter mit ihm; aber in welchem Lande wäre nicht dasselbe geschehen? —

Der Verfasser hat, auf den ersten Blättern dieser Schrift, einmal seines unglücklichen Bruders erwähnt;

dem Vater sei vergönnt, diesem geliebten Sohne hier noch ein einfaches, hochverdientes Denkmahl zu setzen.

Wilhelm v. Kotzebue, in Rußland geboren, reiste in seinem sechsten Jahre mit seinen Eltern nach Weimar, verlor dort seine brave Mutter, und wurde nach Schnepfenthal zu dem berühmten Salzmann gebracht, wo er fünf Jahre blieb. Wenn gleich sein zartes Alter ihm nicht erlaubte, sich dort schon ausgebreitete Kenntnisse zu erwerben, so verdankte er doch dem Erziehungsinstitut in Schnepfenthal die Gewandtheit seines Körpers und die Reinheit seiner Seele. Wahrheitsliebender ward nie ein Knabe erfunden, als er; von einer Lüge hatte er keinen Begriff. Mit der kindlichsten Liebe hing er an dem wackern Salzmann bis an seinen Tod. Wenn alle Schnepfenthaler Zöglinge dort so empfänglich als Wilhelm für Natur, Wahrheit und Recht gebildet werden, so ist diese Erziehungsanstalt die erste in der Welt: denn sie liefert, wo nicht gelehrte, doch gewiß die besten Menschen.

Eilf bis zwölf Jahre mochte Wilhelm zählen, als er in sein Vaterland zurückkehrte, und in Petersburg auf der alten berühmten Petrischule seine Kenntnisse erweiterte. Einige Jahre nachher, als sein Vater sich in Wien befand, wurde auch er dahin berufen, und trat nun in dem vortrefflichen Ingenieurcadettencorps seine militärische Laufbahn an. Hier erwarben sein Fleiß und seine Aufführung ihm jederzeit die rühmlichsten Zeugnisse.

Zum Jüngling herangereift, wünschte er, beim nächsten Examen, in das österreichische Ingenieurcorps wirklich einzutreten; da aber solches in Oesterreich Fremdlingen ungern verstattet wird, so wurde er übergangen, obgleich er im Examen sich ausgezeichnet hatte. Das schmerzte ihn tief, allein er erhielt unvermuthet eine glänzende Genugthuung. Seine kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Karl, dieser große Feldherr und Kenner des Verdienstes, war selbst bei der Prüfung gegenwärtig gewesen, hatte wohl gemerkt, daß Wilhelm sich keine gemeinen Kenntnisse erworben, berief ihn zu sich, ernannte ihn zum Fähndrich in seinem Regiment Deutschmeister, und vertraute ihm den Unterricht der Cadetten. Der Oberst dieses Regiments, v. Faber, wurde sein väterlicher Freund.

Schnell war er bis zum Oberlieutenant avancirt, als der Krieg 1805 ausbrach. Der Erzherzog vermehrte damals den Generalstab. Welche Ueberraschung für den Jüngling, als ihm plötzlich, ohne daß er auch nur die mindeste Ahnung davon hatte, angekündigt wurde, er sei zum Hauptmann im Generalstabe ernannt!

In dieser Eigenschaft machte er seinen ersten Feldzug mit dem Erzherzog Karl in Italien, wohnte allen Gefechten und der Schlacht bei Caldiero, so wie dem berühmten Rückzug durch Tirol bei, und bildete sich folglich in der besten Schule zu seinem Beruf. Nach geschlossenem

Frieden wurden ihm Messungen in Tirol übertragen, und er fühlte unter den braven Tirolern sich sehr glücklich.

Unterdessen war sein vortrefflicher Oberst Faber als General und Chef des Cadettencorps nach Wiener-Neustadt versetzt worden, und auf dessen Vorstellung wurde Wilhelm in seinem dreiundzwanzigsten Jahre Professor der Mathematik und Kriegswissenschaften bei jenem Corps, wobei er jedoch Hauptmann im Generalstabe blieb, um, bei etwa wieder ausbrechendem Kriege, sogleich wieder den Degen zu ziehen; denn sein Haß gegen Buonaparte war grenzenlos. Das Jahr 1809 gewährte ihm seinen Wunsch.

Damals diente er zuerst unter Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Johann, und tummelte sich bei Preßburg herum. Die folgende Begebenheit würde unglaublich scheinen, wenn sie nicht durch mehrere schriftliche Zeugnisse erwiesen wäre. Für diejenigen, welche Wilhelm kannten, bedarf es auch solcher Zeugnisse nicht, denn nie war ein Mensch entfernter von Prahlerei, als er.

Bekanntlich wurde vor Preßburg ein Brückenkopf angelegt, war aber noch nicht vollendet und nicht mit Geschütz versehen. Eines Tages befand sich Wilhelm mit fünfzehnhundert Mann in diesem Brückenkopf, er selbst mit fünfhundert in dem vordern Werke, die übrigen tausend zu beiden Seiten vertheilt, die Donaubrücke hatten sie hinter sich. Plötzlich debouchiren die Franzosen aus dem Gehölze;

man glaubt Anfangs, sie wollen vorüberziehen, allein sie umzingeln nach und nach den ganzen Brückenkopf. Wilhelm hatte nur vor sich hingesehen, und wegen der Flanken auf seine Kameraden zu beiden Seiten vertraut. Jetzt aber wurde er plötzlich gewahr, daß jene tausend Mann bereits über die Brücke zurückgeeilt waren, er mit seinen fünfhundert allein stand und fast schon abgeschnitten war. Was blieb ihm übrig, als gleichfalls sich zurückzuziehen. Das konnte aber nur unter einem feindlichen Kugelregen geschehen; manche wurden wohl auch gefangen, so daß er mit nicht mehr als sechzig Mann die Brücke erreichte. Der geschmolzene Haufe drängte sich hinüber — welch ein Schrecken, als Wilhelm in der Mitte der Brücke zwei Joche derselben abgeworfen fand! es war geschehen, um den Franzosen das Nachdringen zu verwehren. Mehrere seiner Kameraden sprangen rasch in die Fluten, um sich durch Schwimmen zu retten, allein er sah vor seinen Augen sie versinken.

In dieser verzweifelten Lage, den Feind vor sich, den Strom hinter sich, ließ Wilhelm seinen Haufen wieder Fronte machen; es wurde hin und her geschossen, und in wenigen Minuten hatte er nur noch fünf Mann neben sich. Einer fiel dicht an seiner Seite. Die Franzosen konnten eben so wenig, als zuvor die Oesterreicher, gewahr werden, daß ein Theil der Brücke abgetragen sei, sondern meinten, der kleine Haufe wolle sie noch vertheidigen. Wilhelm pflegte oft mit Bewunderung zu erzählen, wie kaltblütig ein fran-

zösischer Oberst bei der Brücke vom Pferde stieg, den Degen zog, sich an die Spitze seiner Mannschaft stellte, Marsch kommandirte, und nun auf der Brücke selbst in Sturmschritt vorrückte.

In diesem kritischen Augenblicke stellte Wilhelm dennoch die schnelle Betrachtung an, daß diejenigen seiner Kameraden, die in's Wasser gesprungen, wohl nur deshalb in den Wellen umgekommen sein möchten, weil sie zu hastig sich hineingestürzt und vermuthlich der Besinnung beraubt worden wären. Er hatte in Schnepfenthal schwimmen gelernt, das kam ihm jetzt zu Statten. Einen Brückenpfeiler umklammernd, schwang er sich von der Brücke herab, rutschte langsam an dem Pfeiler herunter, bis er bis an den Hals im Wasser war, dann ließ er den Pfeiler fahren, und schwamm unter einem Kugelregen glücklich durch die Donau.

Sobald keine Oesterreicher mehr auf der Brücke waren, ließ der General Bianchi mit Kartätschen von jener Seite feuern, wodurch die Franzosen viele Leute verloren, und alsobald in die Flucht gejagt wurden. Schnell wurde die Brücke wieder hergestellt und ein Ausfall gemacht. Wilhelm nahm sich nur so viel Zeit, das Wasser ein wenig von den Kleidern zu schütteln, und eilte sogleich mit hinaus, um für die ausgestandene Angst sich zu rächen. Bei dieser Gelegenheit erbeutete er eine Bataillonsfahne, die er dem Magistrat von Preßburg schenkte.

In der Schlacht von Wagram befand sich Wilhelm mit einem vortrefflichen Dollond'schen Sehrohr auf einem einzelnen Thurme, und hatte den Auftrag, durch mehrere Guiden, die unter seinem Befehle standen, Alles zu berichten, was er bemerken werde. Er rühmte oft, daß er damals die ganze Schlacht wie auf einem Schachbrete vor sich gesehen. Den Uebergang der Franzosen über die Donau konnte er so deutlich bemerken, daß er sogar zu unterscheiden im Stande war, ob die Pferde lange oder kurze Schweife hatten. Er sprach oft von einer großen Lücke, welche damals mehrere Stunden lang in der französischen Armee blieb. Ueberzeugt, daß das Einrücken eines nahen österreichischen Corps in diese Lücke der Schlacht eine sehr vortheilhafte Wendung geben müsse, rapportirte er seine Bemerkung einmal über das andere; es mußten aber wohl Umstände vorhanden sein, welche die Benutzung derselben hinderten. Er verließ seinen Thurm nicht eher, bis österreichische und feindliche Kavallerie sich schon mehreremal an demselben vorbei hin und her gejagt hatten.

Der Friede hinderte ihn, einen kühnen Entwurf auszuführen, den er mit einigen andern gemacht und der bereits von Sr. Majestät dem Kaiser gebilligt worden war. Sie wollten sich, als Spielleute verkleidet, nach Tirol schleichen (wo Wilhelm von seiner Messung her noch wohl bekannt war) und sich an die Spitze der Landleute stellen.

Als auch dieser Plan vereitelt war, trieb ihn sein Haß gegen Buonaparte, englische Dienste zu suchen. In Spanien unter dem großen Wellington wollte er fechten. Lord Bathurst, von den Verdiensten des Jünglings unterrichtet, engagirte ihn wirklich und gab ihm eine Menge Briefe nach England und Spanien. Er vertraute sich dem edlen Erzherzog Johann, der ihn lieb gewonnen hatte, und bat ihn um ein Zeugniß seiner bisherigen Dienste als Empfehlung für die künftigen, welche er anzutreten im Begriff stand. Der feurige Erzherzog bewilligte ihm sein Gesuch sogleich und freute sich der muthigen Unternehmung, wurde jedoch bald von seiner kältern Umgebung erinnert, daß es, nach geschlossenen Frieden nicht wohl thunlich sei, österreichische Offiziere nach Spanien zu schicken. Wilhelm mußte seinen Lieblingswunsch aufgeben. Allein die Abhängigkeit, in der nun Oesterreich von Frankreich stand, machte ihm den bisherigen Dienst zuwider, auch erwachte die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Im Jahre 1811 eilte er in die Arme seines Vaters.

Se. Majestät, der Kaiser Alexander, war so gnädig, ihm Anstellung im russischen Dienste mit demselben Range zu verwilligen, wenn er seinen Abschied aus österreichischen Diensten erlangen könne. Das letztere hielt schwer. Er sollte unter andern versprechen, nie gegen Oesterreich zu dienen, eine Bedingung, die er nicht eingehen konnte. Während des langen Hin- und Herschreibens befand sich Wil-

helm in dem theuern Petersburg in einer etwas bedrängten Lage, da sein Vater nicht im Stande war, ihm so viel zu geben, als er brauchte. Doch mit falscher Scham unbekannt, ertheilte er Unterricht in Kriegswissenschaften, und erwarb durch eigenen Fleiß so viel als er bedurfte.

Endlich kam der Abschied. Wilhelm trat in die Dienste seines Vaterlands, und wurde dem Corps des tapfern Herrn Grafen von Wittgenstein zugetheilt. Schon vor dem Ausbruch des Krieges 1812 erwarb er sich das Vertrauen dieses großen Feldherrn in einem solchen Grade, daß derselbe ihn zu einer geheimen, mit mancher Gefahr verknüpften Mission nach Preußen brauchte, deren er sich zu gänzlicher Zufriedenheit seines Chefs entledigte.

Hierauf nahm er an den Kriegsoperationen so lebhaften Antheil, zeichnete sowohl durch Tapferkeit als durch Geschicklichkeit und Genialität in seinem Fache sich so rühmlich aus, daß er in nicht mehr als vier Monaten zuerst den Annenorden auf dem Degen, dann den Wladimir-Orden, dann einen goldenen Degen, dann das Georgenkreuz erhielt, vom Hauptmann zum Oberstlieutenant avancirte, und bereits zum Obersten vorgestellt war. Mehr als einmal wurde sein Mantel von Kugeln durchlöchert, mehr als ein Pferd fiel ihm unter dem Leibe.

Als die finnländischen Truppen unter dem General Steinheil in Riga angekommen waren, war es Wilhelm,

den Graf Wittgenstein nach Riga schickte, um die Operationen mit diesem General zu verabreden. Daß er auf diese Weise zur Rettung von Petersburg, folglich, eingreifend in das Ganze, zu der Rettung seines Vaterlandes wesentlich beigetragen, ist der einzige wirksame Trost des noch immer tief gebeugten Vaters.

Bei dem fürchterlichen Sturm auf Polozk war er wiederum Einer der Ersten in den Straßen, und nur sein Pferd erhielt einen Streifschuß. Aber ach! wenige Tage nachher, beim Verfolgen des Feindes — nicht einmal bei einem Gefecht, sprengte er zu rasch vorwärts. Seine wundergleiche Rettung auf der Brücke von Preßburg hatte ihn allzukühn gemacht; er spottete jeder Gefahr.

Eine feindliche Granate war gefallen, aber noch nicht geplatzt. Ohne es bemerkt zu haben, ritt er gerade auf die Gegend zu. Seine Kameraden hinter ihm warnten ihn durch ihr Geschrei, allein ein starker Wind hinderte ihn, die Warnung zu hören. Die Granate platzte und ein Stück derselben schlug ihm beide Kinnbacken entzwei.

Graf Wittgenstein war tief betrübt. Er ließ sogleich den schwer Verwundeten in einen bequemen Wagen zurück nach Polozk führen, und forderte die Kunst seiner geschicktesten Wundärzte, so wie die menschenfreundliche Pflege der Jesuiten auf, ihn zu retten.

Wilhelm konnte weder sprechen noch schlucken; es war sehr schwer, ihm nur einige Flüssigkeiten beizubringen; dennoch wäre er vielleicht noch gerettet worden, denn er selbst schrieb drei Wochen nachher eigenhändig an seinen Vater: »Gottlob! meine Wunden sind außer Gefahr!" Aber ein böses Fieber trat hinzu, dem sein durch Hunger geschwächter Körper nicht widerstehen konnte. Er starb im siebenundzwanzigsten Jahre seines Alters, und nahm die schönsten Hoffnungen, den Stolz und die Freude seines Vaters, mit in's Grab.

Noch während seiner letzten Krankheit beschäftigte er sich unablässig mit neuen militärischen Entwürfen. Es war ein allgemeines Urtheil der vornehmsten Offiziere, daß er zum General geboren sei; auch wäre er es nun gewiß schon längst. Daß er aber nicht blos ein ausgezeichneter Krieger, sondern auch ein edler Mensch war, beweist die Freundschaft, welche der Graf Wittgenstein, der General d'Auvray, der Fürst Repnin, der General Dirbitsch, der General Dörenberg und so manche andere Männer von anerkannter Vortrefflichkeit ihm gewidmet hatten. Als sein Vater im Jahre 1813 nach Berlin zu dem Herrn Grafen Wittgenstein berufen wurde, hat der stumme Händedruck dieser Männer, bei manchen sogar die Thräne im Auge, dem unvergeßlichen Sohne die schönste Lobrede gehalten!

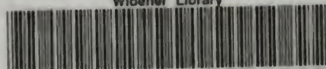
Wilhelm's Bruder, Otto, ein wackerer Seemann, tritt nun eine gefahrvolle Reise um die Welt an; der jüngere Bruder, Moriz, ist auf's Neue zum Kampfe gegen den Korsen ausgezogen. Möge, mit des Vaters Segen, auf beiden auch der Geist des Bruders ruhen! Kurz war Wilhelm's Leben, aber wie wenige Greise dürfen sich rühmen, so lange gelebt zu haben, als er!



☞ Kuffner's Name ist allen Gebildeten unserer Nation zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier etwas zu seinem Lobe beizufügen. Durch das Studium der Classiker, der ewigen Muster alles Schönen und Großen, genährt, zu dessen Förderung er selbst so viel beitrug, begleitete er unsere Literatur von ihren früheren bis in die neueste Epoche. Gleich weit entfernt von gelehrter Trockenheit, wie von seichter Oberflächlichkeit, versucht er sich vielseitig, und immer mit Glück, in den verschiedensten Gebiethen. In einer Zeit, wie die unsere, welche mehr sammelt als schafft, wo Gesammt-Ausgaben, neue Auflagen, Nachläße, Briefwechsel u. dgl. mit einander wetteifern, muß es für die ganze Lesewelt von größtem Interesse sein, wenn ein Schriftsteller, wie Chr. Kuffner, auf welchen unser Vaterland mit gerechtem Selbstgefühle hinweisen kann, es selbst übernimmt, die vorzüglichsten, theils neu bearbeiteten, theils bisher noch ungedruckten, seiner Schriften auszuwählen, zu sammeln und dem Publikum zu übergeben. Hier, wo das größere Publikum vorzugsweise im Auge behalten wurde, erscheinen, mit Ausschluß seiner mehr wissenschaftlichen Werke, die Romane, Erzählungen, Novellen, Mährchen, Sagen, Dichtungen, humoristischen u. a. Aufsätze, und so kann sich bei diesem Reichthume des Inhaltes, gewiß Jeder, dem es um einen abwechselnden und veredelnden Genuß, dem es nicht bloß um flüchtige Unterhaltung, sondern auch um geistige Befriedigung zu thun ist, die angenehmste Lectüre versprechen.

Pränumeration wird angenommen in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes und in der Buch- und Verlagshandlung von

Ignaz Klang in Wien,
in der Dorotheergasse Nr. 1105,
im linken Eckhause vom Graben hinein.


Widener Library
3 2044 100 908 037